

DIE FACKEL

Nr. 561—567

MÄRZ 1921

XXII. JAHR

Unsichere Kantonisten

Wenn es sich bestätigen sollte, daß die Hohenzollern wegen Mißbrauchs des Asylrechts für vaterländische Putschzwecke aus Holland abgeschafft werden und in die Schweiz übersiedeln, dann sollte die Schweiz darüber nachdenken, ob die Habsburger nicht endlich nach Holland zu schicken wären. Mindestens aber müßte man dort den vielen geborstenen Säulen, die von verschwundner Pracht allzu lebhaft zeugen, erhöhte Aufmerksamkeit zuwenden, und wenn man schon Bedenken trägt, dem aussichtslosen Geschäft der Habsburger—Propaganda, aus dem sich alle möglichen Exdiplomaten, Exexzellenzen und aktiven Schmierer ihre Franken herausfetzen und das, wenn schon nicht die erstrebten Unruhen, hinreichend Unruhe bewirkt, mit dem Betrugsparagraphen beizukommen, so müßte man doch allen, die sich unterstehen, die österreichische Republik zu beklatschen und zu besudeln, den Unterstand verweigern. Wie füllt zum Beispiel jener Ludwig Bauer seinen Platz in der Schweiz aus, dessen Umfang doch größer ist als der Österreichs in seiner heutigen Gestalt und der sich nicht scheut, es in seine Tasche zu stecken? Wenn der Bauer kein Riesenspielzeug für die Helvetia ist — »So Allerliebstes sah ich noch nie auf unsern Höhn« —, dann besteht gar kein Grund, den Kantonschreck länger gewähren zu lassen. Und regt sich keines Attinghausen Stolz gegen diese Rudenze der k. u. k. Diplomatie — no ja, der Uli Palffy —; gegen die Konsulatsschlieferln, die im Krieg keine andere Ehre aufhoben als die der Weiberröcke, die die Vorbilder an Lebensführung und Begabung noch über den Krieg hinaus den Schweizern aufdrängen möchten und nichts zu tun haben als ihre arme Heimat zu verleumden; gegen die für Bridge enthobenen Juden, deren Gimpel wieder jene sind und die für die Ehre (nämlich ihnen Du sagen zu dürfen) alles tun, gegen die Spieler und Wühler, Bobbengel und Foxtrottel, gegen die Edi und Bledi und Vucki und Schnucki, gegen das fashionable Ungeziefer der Berghotels, die Maden im Schweizerkäs, die Parasiten ihres Vaterlands und ihres Asyls, die im Krieg nichts unternommen haben als spionieren, koitieren und konspirieren und die es nun fortsetzen wollen, weil sie ja doch nichts gelernt haben als ab— und zu— und ab und zu auch umzutreiben. Wenn man nur ihnen folgte, den besorgten Patrioten in der Fremde!

Das Land ist schwer bedrängt — Warum, mein Oheim?
Wer ist's, der es gestürzt in diese Not?

Beileibe nicht sie! Sie machen doch Propaganda für die Besserung:

Es kostete ein einzig leichtes Wort,
Um augenblicks des Dranges los zu sein
Und einen gnäd'gen Kaiser zu gewinnen.

Das wär' ein Aufschwung — also prima! Und Aähscaffee gäb's — also ideal! So muß man sich alles unter der Hand verschaffen in dieser Saurepublik, wo die Minister bekanntlich den ganzen Tag im Auto herumfahren und bei Tisch sich mit der Gabel den Kopf kratzen. Agassant. Jedoch sub auspiciis imperatoris gedeiht der Abschaum der Creme, ist wieder überall zu haben und nicht mehr auf diese fade Schweiz angewiesen, die einem schon zum Hals herauswächst. Bei der Entente wird man ja doch nicht für voll genommen, weil der Lord und der Marquis halt dem Grafen, der anderen zum Durchhalten zugeredet hat, nicht die Hand reichen und sie noch vorsichtshalber waschen würden — so bleibt nichts übrig, als im Land zu bleiben und sich redlich vom Umsturz zu nähren. Der Mensch muß doch eine Beschäftigung haben. Man ist eh nur so lange Monarchist, bis wieder ein Monarch kommt; ist einer da, dann kann man wieder Witze über ihn erzählen und das Erzhaus als eine Idiotenanstalt schildern. Der Mensch muß doch eine Beschäftigung haben. Hätte die Entente sich nicht so hopatatschig benommen und gäbs noch ein Österreich—Ungarn, das man in Pariser, und Londoner Bordellen vertreten könnte, so dächten sie ja nicht im Traum daran, das österreichisch—ungarische zu restaurieren. Das kann doch nicht verboten sein. Sie sind ja eh die reinen Lamperln, und weiß wie der Terror.

Nun, die Schweizer, die die Wiener Kinder aufgenommen haben, sollten noch mehr für sie tun, indem sie die Wiener Erwachsenen hinauswerfen, und nicht bloß solche, die mit der charitativen Fürsorge für jene in Einem den Zweck persönlicher Wohlfahrt — per Auto — erfüllt haben. Die Schweiz, die im Krieg bis zur äußersten Grenze nachsichtig war und nur manchmal in Buchs den k. u. k. Gesandtschaftsdamen die Schokoladekisten und Schuhwarenlager saisierte, hat viel nachzuholen und sollte nun erst untersuchen, ob alle Kantonisten auch sicher sind. Weil Schiller nie in der Schweiz war, scheinen die Schweizer nie den Tell gelesen zu haben. Sie sollten, was sie für sich selbst nicht um die Habsburg gewollt hätten, auch an denen verabscheuen, die an der Gastfreundschaft schmarotzen, um die Heimat zu verraten. Sie sollten nicht zugeben, daß von der österreichischen Gefahr, die ihnen selbst nicht mehr droht, Österreich heimgesucht werde. Was von allen ihren Rechten galt, gelte heute vom Asylrecht, und es wiederhole sich ein Rütlichwur:

»Der sei gestoßen aus dem Recht der Schweizer,
Wer von Ergebung spricht an Österreich!
Landammann, ich bestehe drauf, dies sei
Das erste Landsgesetz, das wir hier geben.«

»So sei's. Wer von Ergebung spricht an Östreich,
Soll rechtlos sein und aller Ehren bar,
Kein Landmann nehm' ihn auf an seinem Feuer.«

Alle (heben die rechte Hand auf):

Wir wollen es, das sei Gesetz!

Und das Gesetz sollte imstande sein, den Mietvertrag von Prangins aufzulösen, dem Berchtold die Konditorei am Thunersee, wo man so guten Aähscaffee bekommt, ungemütlich zu machen, ihm beim Einstudieren des Foxtrott — was sich denn auch wirklich nicht schickt angesichts des Totentanzes, den nach dem Takt eines Trottelts die dümmere Welt vollführt hat — Maß aufzulegen und die ganze rasend flotte und fabelhaft montierte Gesellschaft von Viveuren und Christen, Bankrotteuren, Journalisten, Aristokraten, Lemuren, Di-

plomaten und Huren und dieses ganze Kaliber von Schmierer und Schieber
wenn schon nicht mores, so doch den Respekt davor zu lehren!

Inschrift

DIE RÄUBER

Nicht alles muß man sonst dem Räuber geben,
noch bleibt die Wahl, man hat es in der Hand.
Es heißt ja: Geld her oder Leben,
jedoch nicht: Gut und Blut fürs Vaterland!

Nach sechsjähriger Unterbrechung

Die Hyänen lagern sich über die Leichen.
Drei gelegentliche Mitarbeiter erscheinen.

Der erste gelegentliche Mitarbeiter

Der Frühschein schon über der Finsternis liegt.
Der Walzer hat über den Tango gesiegt.

Der zweite gelegentliche Mitarbeiter

Wie sich endlich der Frohsinn der Trübsal gesellt!
Es sind die Vertreter der Handelswelt.

Der dritte gelegentliche Mitarbeiter

Das Leben erholt sich von mühevollen Taten.
's gibt Industriekapitäne und Bankmagnaten.

Der erste

Ich muß nicht mehr in der Einsamkeit wandern.
Ich habe sie schon bemerkt unter andern.

Der zweite

Mir scheint selbst, das Ziel ist gar nicht mehr weit.
Ich hatte bereits die Gelegenheit.

Der dritte

Man hat auch genug von dem Treiben der Truppen.
Es bilden sich wieder die anderen Gruppen.

Der erste

Das wird, mein' ich, jetzt ein ganz anderer Fall.
Ich wittere Morgenluft und Concordiaball!

Der zweite

Er übertrifft ganz gewiß seine Vorgänger weit.

Frau Fanto trägt ein Ecu—Creme—Crepe—Souplekleid.

Der dritte

Die Estrade wird kaum ihre Zugkraft verlieren.
Das Publikum seh' ich bereits sich massieren.

Der erste

Daß sie, gottbehüt, nicht zusammenbräche!
Jetzt ziehn sie sich alle schon in die Gespräche.

Der zweite

Jetzt kommen auch die, die sich immer begeben.
Was sich sonst noch begibt, soll man nicht erleben.

Der dritte

Der Salvator hat einen elastischen Schritt.
Drei kaiserliche Räte erscheinen zu dritt.

Der erste

Zwei Konsuln erscheinen, weil man sie vermißte
sonst in der sonst schon vollzähligen Liste.

Der zweite

Man verliert keine Zeit, die Verlustliste lesend.
Zum Glück ist, was Namen hat, heute anwesend.

Der dritte

Denn hier geschieht, was längst geschah;
schaun Sie her, der Angelo Eisner ist da!

Der erste

Es wimmelt von Sternen und auch Koryphän,
nein, was sich da tut, man wird doch da sehn!

Der zweite

Der Generalstab ist verhindert, aber der Höfer ist erschienen.
Noch liegt der Ernst auf den sämtlichen Mienen.

Der dritte

In der welthistorischen Faschingsnacht
weiß man doch, wofür man die Opfer gebracht.

Der erste

Gern möcht' ich noch wissen, was der Feind sich da dächte.
Denn, ei, der Humor tritt schon in seine Rechte.

Der zweite

Sieh, alles ist da, die Niedern und Obern.
Die Jugend will sich das Tanzrecht erobern.

Der dritte

Ich fürchte, zu Ende geht dieses Fest.
Sie sehn doch, der Teufel tanzt mit der Pest!

(»Die letzte Nacht«, 1917)

Ich glaub's ja nie, was ich der Zeit zutraue. Immer wieder hoffe ich, sie werde mich enttäuschen. Sie aber überrascht mich nicht allein durch Erfüllung, sondern gleich auch durch Übertreibung der Gestalt, die ich ihr ange-sonnen. Sie bestätigt nicht nur, was ehemals paradox war, sondern sie schreibt meine Satiren mit der plumpsten Hand jener Gefolgschaft, die mir meinen Stil verhaßt gemacht hat. Zwischen Trichtern und Kavernen, zwischen sterbenden Soldaten und Gasmasken die Vision eines Concordiaballs aufsteigen zu lassen, war Selbstqual, die der Zeit mit der letzten Scheusämigkeit, deren sie fähig wäre, bange zu machen schien, hoffend, daß sie's doch nicht wäre. Ein Ozean von Tränen, ein Orkan von Seufzern, ein Totengebirge werde sie dauernd trennen, die Schlaflosen jener Letzten Nacht und die Besucher des Concordia-balls, die Verlustliste und die Präsenzliste, den Rest von Menschheit und die Welt der Fantomas und Gespenster. Und nun begibt sich eben das, was ich nicht für möglich gehalten und nur vorausgesagt habe. Der einzige Unterschied ist, daß der Salvator keinen elastischen Schritt mehr hat, sondern daß die Vertreter der interalliierten Kontrollkommission sowie der Reparationskommission erschienen sind, allerdings wohl hauptsächlich aus dem Grunde, weil der Generalstab verhindert ist. Aber das ficht eine ihres schweren und verantwortungsvollen Berufes bewußte Presse nicht an. Sie hat alle Hände voll zu tun und es ist anerkennenswert genug, daß sie sich auch noch des Wandels der Zeiten zwischen dem letzten und dem heurigen Concordiaball bewußt wird, der natürlich seine Vorgänger weit in den Schatten stellt.

Nach sechsjähriger Unterbrechung hat am Montag wieder ein Ballfest des Journalisten— und Schriftstellervereins »Concordia« stattgefunden. Es war ein kühnes Wagnis, die alte Wiener Institution des »Concordia«—Balles ... wieder ins Leben zu rufen.

Weiß Gott, das war es, und ihm sei's geklagt, daß von allem, was wir verloren, just dies eine wieder ins Leben zu rufen gelang!

Sechs Jahre sind seit dem letzten »Concordia—Ball« ins Land gegangen. Schwere und finstere Jahre der Sorge und Aufregung, in denen sich alles von Grund auf verändert hat: das Reich und die Stadt, die wirtschaftlichen Verhältnisse und die Gesellschaft ...

Wenn man dazu noch die paar Toten rechnet, die paar Krüppel und die paar Blinden, immerhin genug der Veränderung. Der Concordiaball aber ist da, er lebt, es behielt ihn nicht. Und mit ihm der vielgeliebte Urlaut jener Sprache, die im Schlachtendonner nicht verstummt ist, weil sie die Kraft hat, ihn zu übertönen, wie sie die Kraft hatte, ihn zu erwecken. Und so erfahren wir denn, daß der Concordiaball, den wir wie einen Bissen Brot gebraucht haben und nach dem wir in sechs concordiaballlosen Jahren geschrien haben wie der Hirsch nach der Quelle, einen Beweis erbracht hat, nämlich:

den so notwendigen Beweis, daß die geistigen Elemente Wiens nicht zu abdizieren gesonnen sind, daß sie trotz aller Ungunst der materiellen Verhältnisse nicht darauf verzichten wollen, maßgebend zu bleiben für die Gestaltung unseres geselligen und gesellschaftlichen Lebens.

Ei, das ist schön von den geistigen Elementen Wiens, daß sie sich diesen Ehrgeiz bewahrt haben. Ihre Geistigkeit, die sich in den ereignisvollen sechs Jahren nicht verändert hat, erscheint nicht einmal durch den Umstand alteriert, daß der Concordiaball von den Sophiensälen in die Konzerthaus-säle ver-

legt worden ist, was höchstens mich nervös machen könnte, der aber, da er nicht zu den geistigen Elementen Wiens gehört, hier nichts zu sagen hat. Die andern fanden sich rasch darein.

In Sophiensaal Ehren ergraute Komiteeherrn hatten aus dem reichen Schatz ihrer Friedensballerinnerungen das Beste hervorgeholt, um es in die Gegenwart zu verpflanzen.

Wie wird mir? Was will die einsame Träne? Nicht wird sie mir den Blick trüben auf die Estrade und auf das Spalier, wo sie sich schon zu massieren beginnen. Das waren Zeiten! Ja, werden denn die nicht wieder kommen? Geduld, gleich sind sie da. Zuerst aber hat etwas anderes zu erfolgen.

Empfang der Gäste durch die Komiteemitglieder, die hier als Nachtrekakteure der Liebenswürdigkeit einen ziemlich anstrengenden Dienst übernommen haben, immerhin noch einen leichteren und weniger verantwortungsvollen als jene Kollegen

Aha, die die Zeitungen schreiben und die darin so oft durch verbrecherische Irreführung gestört werden? Nicht doch, sondern jene die das Austeilen der vielbegehrten, literarisch—künstlerischen Damenspende besorgen.

No gar so literarisch—künstlerisch ist solch eine Damenspende just nicht beschaffen und man weiß schon, was ich von den Damen halte, die sich so einen Dreck spenden lassen, ja ihn noch begehren. Freilich bin ich da nicht maßgebend, da ich ja nicht weiß, was sich hinter der Damenspende birgt. Nämlich:

Dieser Almanach war das richtige Sinnbild des heurigen »Concordia«—Balles. Hinter mehr als einem der geistvollen Epigramme und Scherzworte, die seinen Inhalt bilden, birgt sich mutige Daseinsbejahung und stolze Entschlossenheit, den schweren Kampf aufzunehmen und weiterzuführen —

Was, nach den sechs Jahren? Nein, den Kampf:

Wien und den Wienern jenen Platz an der Sonne zu verschaffen, der ihnen gebührt.

Aber derartige Bestrebungen haben in der Weltgeschichte schon einmal dazu geführt, ihn zu verlieren, und ob überhaupt die Damenspende des Concordiaballs das richtige Mittel ist, um zu verhindern, daß der Wiener untergeht, mag etwas zweifelhaft sein. Und vollends verhält sich die Sache doch wohl so, daß zwar jeder der tausend Schmocks und Schieber mit mutiger Daseinsbejahung auf den Concordiaball gegangen sein mag, aber keiner mit der stolzen Entschlossenheit, einen schweren Kampf aufzunehmen und weiterzuführen. Höchstens den auf die Estrade herauf und um das Spalier herum, wo sie sich schon zu massieren beginnen. Na, sind wir so weit? Bumsti, is' scho da:

Das »Concordia«—Spalier in der Mitte des Saales wird mit *peinlicher* Gewissenhaftigkeit aufrecht erhalten, und jene Kollegen, welche die Ehrengäste durch den ganzen Saal zur Estrade zu geleiten haben, legen im *Laufe* des Abends einige Kilometer zu Fuß zurück und holen derart alles reichlich nach, was sie das ganze Jahr durch die ungesunde sitzende Lebensweise am Schreibtisch an sich selbst sündigen.

Bitte auch an der Bevölkerung, der die Schreibtischlebensweise der Herren gleichfalls nicht zuträglich ist! Nur daß eben die Bevölkerung sich nicht durch die Bewegung schadlos halten kann, die sich die geistigen Elemente auf dem Concordiaball machen, indem sie die Industriekapitäne zur Estrade geleiten und von hinten herum wieder zum Vorschein kommen, um

die Bankmagnaten einzuholen. Der Bevölkerung, das heißt, soweit sie überhaupt auf den Concordiaball geht und nicht vielleicht die Nacht in Massenquartieren oder Sammelkanälen zubringt, bleibt es höchstens überlassen, sich zu — na was?

Der Aufmarsch der Berühmtheiten durch die dichte Reihe der Zuschauer, die sich links und rechts hinter den Ordnerketten *massieren*, konnte es —

Na also, aber was konnte er?

— es mit jedem »Concordia«—Ball der Vergangenheit aufnehmen.

Nu na nicht. Übertroffen hat er ihn!

Minister und Diplomaten halten ihren Einzug, und ihr Namen gehen von Mund zu Mund.

Noch gesünder für die Bevölkerung wäre es, wenn umgekehrt Minister und Diplomaten ihren Mund hielten und ihre Namen eingezogen würden.

Aber eifriger werden die Kommentare, lauter die anerkennenden, die bewundernden Bemerkungen, wenn —

Also, sich vorzustellen, daß bei der feierlichen Einholung der Herren Mayr, Breisky und Heintl durch jüdische Journalisten bewundernde Bemerkungen laut wurden, war ohnedies schwer. Aber alles wird lebendig

wenn die beliebten Künstler Wiens sichtbar werden, die Größen des Burgtheaters —

wie groß sind die?

und der Oper, die Lieblinge der Operette oder der jüngsten Muse, des Kinos, die sich auf dem Wege zwischen Eingang und Estrade von Ihrer Popularität auf das Angenehmste überzeugen können.

Und wenn nur fünf da sind, die sich in solcher Lage nicht enthalten können »Hoch Marischka!« zu rufen, so würde ich Sodom doch verderben! Und nun geschieht das Furchtbarste.

Die Estrade ist trotz ihrer respektablen räumlichen Ausdehnung so voll, daß die vielberufene Stecknadel selbst dann nicht zu Boden fallen könnte, wenn sie im Preise nicht entsprechend gestiegen wäre und daher an Wert so viel gewonnen hätte.

Wir haben wirklich jene sechs Jahre durchstehen müssen, um diesen Satz zu erleben. Und diesen:

An der Anmut und Schönheit der Frauen und Mädchen haben die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse Gott sei Dank nichts zu ändern vermocht.

Wozu der Galante, »ohne gerade ein Toilettenfachmann zu sein«, aber nicht ganz ohne Schalkhaftigkeit sich zu bemerken gestattet,

daß unbeschadet alles Glanzes, der entwickelt wurde, die Wiener Weiblichkeit mit sicherem Takt und Geschmack den »Concordia«—Ball nicht als die richtige Gelegenheit angesehen hat, sich dort, etwa in jenen Exzentritäten zu ergehen, die sonst manchmal beobachtet werden sollen.

Dagegen, und dies sei als ein »gewiß nicht unsympathischer Zug des heurigen Concordia—Balles« verzeichnet:

Es wurde früher und mehr getanzt als jemals.

Ich fiebere vor Erregung. Nämlich mit jener Jugend, die sich das Tanzrecht erobern will. Wird sie nicht? Will sie nicht? Wo bleibt sie? Was zögert sie? Heraus mit dem allgemeinen —, also was is denn? Is scho da:

Jene historische Jugend, *der man gewohnheitsgemäß nachzusagen pflegte*, daß sie erst in vorgerückter Stunde zu ihrem Tanzrecht gelangt sei —

Also bitte, zwanzig Jahr hat der Schmock es naiv, ganz ursprünglich, immer von neuem herrlich wie am ersten Tag hingesagt, plötzlich kriegt er das Klischee—Bewußtsein. Und was ist mit jener historischen Jugend geschehen? Sie — bitte, wörtlich.

ist längst ausgestorben.

Aber die Selbstverständlichkeit, mit der wieder das hingesezt ist, ist wahrhaft erschütternd. Die Jugend ist ausgestorben. Ja, zum Teil mag sie's ja wirklich sein in den sechs Jahren, wiewohl man füglich annehmen müßte, daß die Jugend des Concordiaballs zumeist enthoben war oder zu nichts anderm tauglich als sich eben das Tanzrecht zu erobern. Doch selbst darin wirkt es erdbebenhaft erschütternd, in einem Ballbericht dieser Zeit zu lesen, daß die Jugend ausgestorben ist. Aber es stellt sich zum Trost heraus, daß nur jene Jugend ausgestorben ist, die erst in vorgerückter Stunde. Die lebensstüchtigere, die sofort erobern will, lebt.

Die neue, energischere Jugend gibt auch hier bald ihrer Meinung Ausdruck, daß ein Ballabend Hand und Fuß haben muß. Der offiziellen Worte sind genug gewechselt, laßt uns nun endlich Foxtrott —Taten sehen.

Ja, aber um Gotteswillen, ist denn auf diesen Concordiabällen kein Arrangeur da, der sie bändigen könnte? Und muß es wirklich zu solcher Schilderung kommen, die weit ärger ist als der Exzeß? Oder ist die Eroberung des Tanzrechtes nicht bloß die Phrase des Ballschmocks, die er selbst nur mehr als solche erlebt, sondern blutigste Wirklichkeit? Der Präsident der »Concordia«, jener Herr Edmund Wengraf, der das Bedürfnis fühlte, eine Verbindung seiner sozialpolitischen Vergangenheit mit seiner Gegenwart auf einem Fest von Schmocken und Schiebern herzustellen,

sagte, daß kein Volk auf die Dauer Arbeitsfreude äußern könne, wenn man ihm verwehre, Lebensfreude zu betätigen,

Goldene Worte, nur daß sich die Arbeitsfreude des Wiener Volkes zur Lebensfreude der Concordiaballteilnehmer wie Schokolade zu Knofel verhalten dürfte. Dies bemerkend, doch sich zum Glück an das seit etlichen Journalistengenerationen bestehende und nur durch die bekannten sechs Jahre außer Kraft gesetzte Tanzrecht der Jugend erinnernd, rief der Demokrat aus,

die Jugend Wiens, die jahrelang nur Mühe, Kummer und Sorgen kannte, verlange ihr Recht.

Er richtete dieses Postulat an die »Spitzen der Beamtschaft«, die gar nichts dagegen hatten, an die Vertreter der Literatur, Kunst, Wissenschaft und der sonstigen Handelswelt, an die Industriekapitäne und Bankmagnaten, an alle, denn alle waren wie eh und je vollzählig versammelt, alle Branchen hatten entsendet, alle Angehörigen waren anwesend, ja während früher nur die Freunde da waren, gibts jetzt auch noch die Feinde, die, und wenn sie diesen Staat täglich auch noch so tief demütigten, auf die Estrade zu geleiten sich die Wiener Preßleute zur Ehre machen. Aber es geschieht ja nur, um sie für die Notlage der Bevölkerung zu gewinnen, von der sie sich auf dem Concordiaball überzeugen können. Denn man hat bisher geglaubt, es bestehe ein schamloser Widerspruch zwischen dem Jammer einer Bevölkerung und dem Jubel, der in ihrer Mitte losbricht, zwischen dem Elend, für das die Teilnahme des Auslands angesprochen wird, und den Bällen, für die dasselbe geschieht, damit die Sieger nur ja den Widerspruch merken und entweder die Stadt, in der er möglich ist, verachten oder den Glauben an deren Elend verlieren. Und man hätte insbesondere geglaubt, daß ein solcher Widerspruch auf dem Ballfest einer Journalistik offenbar werden müsse, die doch die Aufgabe hat, das Ausland für das Elend ihrer Stadt zu interessieren. Um diesen Widerspruch,

der auch ihr nicht entgangen ist, zu beseitigen, hat der Präsident der Concordia zu dem Mittel gegriffen, die Vertreter des Auslands über die Lage Wiens aufzuklären, indem er ihnen versicherte, daß eben jenes notleidende Volk, das doch auch Anspruch auf etwas Lebensfreude habe, auf den Concordiaball massiert sei und daß die Jugend, die so lange Zeit nur Mühe, Kummer und Sorgen kannte, eben jene sei, die nun ihr Tanzrecht verlange. Er hatte den Mut, diese Forderung auch an ein Ausland zu übermitteln, das zahlreich genug versammelt war, um sie zu hören und zu erfahren, in welche Hände die Würde dieser Stadt gegeben ist. Und damit's nach mehr aussieht, verhebt sich mit dem Magen der Satz:

Damiris und Attache Trientafyllides, von der italienischen Gesandtschaft der Geschäftsträger Legationsrat Blancheri, Militärattache Petrabissa, Pressechef Dr. Giovanardi, ferner der italienische Kapitän della Roca, Idone, Dellardi, Ricci, Venezia, Handelsattache Petrabissa, Preßchef Dr. Giovatiardi, ferner der italienische Konsul Zannoni mit Gemahlin und Tochter und den Mitgliedern

Namen, nichts als Namen, denn zum Glück ist was einen hat, heute anwesend. Nur der Angelo Eisner fehlt. Er weilte, während alles das geschah, in Rom beim heiligen Vater, der das Bedürfnis hatte, seinem Lieblingssohn den Segen für gute Geschäfte zu erteilen. Er war nicht da, aber man hat ihn doch bemerkt. Die Stelle blieb frei, auf der er gestanden war. Nichts weiter hat sich verändert in den sechs Jahren, der Walzer übte zündende Wirkung wie sonst nur Schießpulver, und wenn sich nicht statt jener, die sich immer begeben, Entente—Offiziere begeben hätten, man würde überhaupt nicht merken, daß sich irgendetwas begeben hat. Höchstens, daß die Räte nicht mehr ganz so kaiserlich schienen wie früher — aufs Herz kommt es an — und daß unter den geistigen Elementen Wiens, die nicht zu abdizieren gesonnen sind, immerhin die Toilettefrau der Neuen Freien Presse zum Schweigen verdammt ward, um statt den Schneiderfirmen dem Ernst der Zeit Rechnung zu tragen, wobei aber nichts herauschaut. So haben wir nicht erfahren, ob Frau Fanto ein Ecu—Creme—Crepe—Souplekleid trug. Und wenn die Welt voll Teufel wär' — sie trug es!

Erlösergeburttaggabe

In der Neuen Freien Presse steht, der Vergangenheit nachdenkend, mit Zukunftthoffnung Austriaken in den Anschluß lockend, keinen graden Satz hervorbringend, Herr Maximilian *Harden* an den Trümmern des Weltbrands, ein Meister seines Stils wie eh und je, darin höchstens von mir übertroffen. Nach langer Erholungsfrist habe ich, zur Weihnacht des gepönten Lesers mich erbarmend, mich in die Satzfron erniedert, und werde den zum Erlösergeburttag in die Holzpapiersitte der Phaiakenvolkheit geneigter Menschheitsliebe entbundenen Klugschwatz des Gesinnungsmächlers, wenn dem aus stärkstem Pflichtdrang erwachsenen Mühen, dem heute in Raumnot gebändigten, der widernde Ruch aus dem Sprachpferch erlösten Mei-

nens nicht den Willenskanal stopft, ein nächstes Mal übersetzen.

»Weihnachtsgeschenke«

Die Fackel Nr. 557 — 500

Die nur in Deutschland denkbare Erscheinung, daß ein Schriftsteller, den kein Mensch lesen kann, von allen gelesen wird und daß ein Politiker, der keine Gesinnung hat, jede haben kann, wird noch immer von Herrn Maximilian Harden in einer Art verkörpert, die ihren Eindruck selbst auf das Ausland nicht verfehlt. Meine Ansicht, daß Herr Harden nicht, wie vielfach behauptet wird, ein Komödiant ist, sondern im Gegenteil eine Soubrette, die aber längst ihren Übertritt ins Fach der komischen Alten vollzogen haben müßte; ist durch all die Zeit, da ich mich nicht mehr mit Theatersachen beschäftigt habe, nicht nur nicht verändert, sondern anlässlich seines Weihnachtsgastspiels in der Neuen Freien Presse bestätigt worden. Freilich, die Molièreschen Schelminnen, die Kammerkätzchen, die nichts gesagt haben wollen, was sie durchs Schlüsselloch erspäht haben, aber es doch sagen, indem sie eben aussprechen was ist — es kann kein Zweifel sein, daß die Jahre zur Eignung des Herrn Harden für solche Rollen nichts mehr beitragen konnten, und seine Komik besteht jetzt ausschließlich darin, daß er sie noch immer spielt. Die windschiefe Geistigkeit Deutschlands hat es aber ermöglicht, daß man ihn dort für einen Heldendarsteller hielt. In einem gewissen Sinne war er es ja bis zu dem Zeitpunkt, als er den Einbruch in Belgien mit dem letzten Pathos verherrlichte, das seine Bibliothek zuließ, die leider nicht wie die von Löwen von den Deutschen beschädigt wurde. Aber er gilt heute erst recht dafür, da er, nach plötzlich einsetzendem Defätismus, zu einer geradezu weltrevolutionären Gesinnung das Mündchen gespitzt hat. Es ist wohl anzunehmen, daß in Berlin, wo schließlich die Aufmachung der Dinge wichtiger ist als die Dinge, auch die unabhängigen Sozialisten, die Herrn Harden für ihre verlässlichste Stütze nach Herrn Moissi halten, Bescheid wissen werden, in welcher Sphäre das alles spielt. Nur daß eben in Deutschland selbst den Leuten vom Bau der Kulissenzauber den Kopf verwirrt, so daß sie eine komische Alte für einen jungen Tragöden halten. Die stilistische Konsequenz des Herrn Harden, der seinen eigenen Stil durchhält, ob er nun für Alldeutschland eine Lanze einlegt oder für den Bolschewismus, ob er zum Weltkrieg hetzt oder zur Weltrevolution, sie ist eine Qualität, die seiner politischen Brauchbarkeit nur scheinbar im Wege steht. Der Berliner fühlt sich noch immer als das faszinierte Kaninchen vor dem Blick dieser Boa constrictor, die bereits ihren ganzen Zettelkasten verschluckt hat und trotzdem auch den Leser noch drankriegen wird. Es ist rätselhaft. Kein Mensch außer mir hats bis heute übersetzen können, aber alle vermuten, daß etwas drin steht. Die von solchem Vorurteil keineswegs unabhängigen Sozialisten sollten indes, wenn sie schon der Meinung sind, daß Hardens Gedanken auch auf den deutsch Lesenden Eindruck machen, die Besuche nicht unbeachtet lassen, die ihr Parteigänger in der Hochburg der allerfaulsten Bourgeoisie Europas, in der Neuen Freien Presse so gerne abstattet, da für ihn von Rosa Luxemburg zur Alice Schalek nur ein Schritt zu sein scheint. Denn welche Gesinnung immer im Wechsel der Konjunkturen vorwalten mag, die Herzensneigung des Herrn Harden zum Hause Benedikt, das er für ein Wiener Patrizierhaus hält, ist rein und von allem Umsturz unberührt geblieben. Nur daß natürlich mit der Zeitstimmung auch die Komplimente wechseln, die er für den Senior—Chef übrig hat. Er hat in den Tagen der Schlacht bei Lemberg ihn, dem am fünfzigsten Geburtstag der Firma jubelnden, als den »Generalstabschef des Geistes« begrüßt, während es jetzt,

nach dem Zusammenbruch der Wehrmacht und nach dem Tod des Generalstabschefs, passender erscheint, das Problem nachsinnend von der menschlichen Seite her zu nehmen und einen der größten Börseaner der Weltgeschichte mit Goethe zu vergleichen, wie folgt:

Moriz Benedikt lächelte. Auf dem von Klugheit funkelnden *Antlitz* lag dieses Lächeln, freundlich, nicht höflich nur, und sprach zu mir: »Du hast nun einmal die Antipathie.« Deren Gegenstand, den theaternden Reichsverderber, kannte, mit all seiner reizbaren Schwachheit, der Kraft und Kriegerskühnheit mimenden Neurasthenie, den überschminkten Runzeln und Warzen, *der Unermüdliche*, ganz genau, dessen *vielbestaunte Vitalität* ihren tiefsten Nährquell in nie ermattendem Wissensdrang, ihren *Lichtborn* in der steten Bereitschaft hatte, als *Meister* willig noch Schüler zu werden, *unter sacht sich entlaubenden Wipfel* noch frischen Trieb, immer wieder jungen, anzusetzen. Mit Bewußtsein stand er, wie der alternde Goethe, auf der Lebensstufe eines *alle Erscheinung nach dem Kulturwert wägenden Weltbürgers*, auf dem *Fels des Glaubens* an Deutschlands unbrechbare Macht, unverweslich ragende Größe. Wo hätte er, wenn dieser Glaube ins Wanken kam, im Alltagswirrwarr heimischen Haders Trost gefunden, wo in nie verschäumender Brandung Anker geworfen? *Diesem war Deutschland, was Roms Priestern das Kreuz war. Stat crux, dum volvitur orbis!* Um sich den *Glauben* zu wahren, blickte er auf die Wirtschaft lieber als auf die Politik des Nachbarreiches und hoffte zuversichtlich, mit dem Optimismus des Willens zur Jugend, *Kohle und Eisen*, Chemikalien und Textilien, Finanzkunst, Elektroindustrie, Handel, Schifffahrt werde die breite Spur höfischer und diplomatischer Fehler verwischen, wegspülen, mit Blütenpracht und Fruchtsegen überwachsen

Wenn es nicht um an der Wand hinaufzuklettern wäre, so könnte man den Autor eines der verständlichsten Sätze, die er je geschrieben hat — höchstens brauchte ich »Antlitz« in Ponem zu übersetzen — auf den ersten Blick fragen, ob sich dieser Vergleich eines Mannes, dessen Element sein Glaube an Deutschland war, mit dem alternden Goethe nicht vielleicht auf Bismarck beziehe, auf dessen Umgang er doch auch nicht weniger stolz ist und mit dem er soeben eine »Spazierfahrt durch den Sachsenwald« absolviert hat, die nach dem bekannten »Vanilleneis« und der berühmten Flasche Steinberger Kabinett das Bild einer welthistorischen Intimität vervollständigt. Aber nein, es handelt sich wirklich um den Moriz Benedikt, wie schon aus einer flüchtigen Lektüre hervorgeht, bei der man allerdings geneigt ist, den Willen zur Jugend auch als den zu Kohle und besonders zu Eisen fortzusetzen, für deren Aktien sich doch der alternde Goethe beiweitem nicht mit solcher Vitalität einzusetzen gewußt hat. Auch hat dieser unter sacht sich entlaubendem Wipfel bloß empfunden, daß darüber Ruh ist, während Benedikt in diesem Stadium seines dichterischen Erdenwallens, umbrandet vom heimischen Hader, das Wort ausgesprochen hat, die Nase der Kleopatra war eine ihrer größten Schönheiten, und mit dem ganzen Optimismus des Willens zur Jugend sich zu dem Glauben bekannte, daß die Familie Brodsky eine der reichsten in Kiew sein müsse. Und wie hat er, während jener in allen Wipfeln kaum einen Hauch zu spüren vermeinte und nur Ruhe, nichts als Ruhe gefühlt hat, es im Gemäuer rieseln gehört! Wenn schon nicht Bismarck, so hätte ich gewettet, daß hier der alternde Biach seine endgültige Verklärung gefunden hat. Aber nein, Harden hat wirklich und wahrhaftig den Moriz Benedikt gemeint, der — die Ähn-

lichkeit stellt sich mählich heraus — in dem Alter, in dem Goethe den zweiten Teil des Faust beendete, der Welt das Wunder der Doppelnote erschloß. Wenn Harden den ihm näheren Mosse nicht entsprechend gewürdigt hat, sondern in die Ferne schweifete, um einem der Weltbürger, die Einheiratsannoncen und alle sonstige Erscheinung nach dem Kulturwert wägen, gerecht zu werden, so erklärt sich dies daraus, daß er seit jeher eine seiner Natur gemäße Schwäche für alles was mit Wien zusammenhängt gehabt hat. Und er stand den hiesigen Dingen nicht etwa mit dem Pathos der Distanz gegenüber, das der preussische Übermensch für alles Süddeutsche und infolgedessen Niedliche übrig hat, und mit dem er fühllos, obschon belustigt über die Leiche unserer Kultur in Gestalt eines »Waschermadals« (zuweilen auch »Madrol« auszusprechen) oder eines »Fiagaa« zur Tagesordnung schreitet, sondern er war mit uns sehr intim, kannte sich im »Kochkusteden« der Frau Sacher aus wie nur einer, wußte, daß das Hotel Krantz, in dem Posadowsky abstieg, kein Ringstraßenhotel ist, also nicht erstklassig, und ruft nunmehr mit dem Zungenschmalzer des echten Wienkenners die Erinnerung an die nur Eingeweihten vertraute Mischung von »Schwarzem und Indianerkrapfen« wach, (»die es« — er setzt sie beziehungsweise in Klammern — »in ähnlicher Fülle wie Gräfinnen gab«). Der Schwarze, die Indianerkrapfen und besonders die Gräfinnen, so viele er wollte, wurden ihm nämlich nach seinem kriegshetzerischen Vortrag im November 1912 serviert, dessen Erinnerung er gleichfalls nicht scheut, weil er doch damit eben ein kleines Scherflein zu jener Entwicklung beigetragen hatte, der wir es nebst weiteren Verlusten zu verdanken haben, daß der Schwarze zwölf Kronen kostet und daß es Indianerkrapfen wie Gräfinnen überhaupt nicht mehr gibt. Aber man wirds ihm schon nicht nachtragen, wie mans damals nicht nur nicht übelnahm, sondern ihm vielmehr mit allen diesen noch vorrätigen Genüssen aufwartete, oder verständlicher gesagt:

Wiener Freundlichkeit, von allen mit deutscher Zunge sprechenden die anmutigste, lohnte überreichlich *dem Wollen*, ohne mit rezensorisch gefurchter Stirne *das Zufallskönnen eines von Windsbräuten zerzausten Abends zu wägen*.

Charmierender das! Immer noch der brave Mann, der sein Bestes gibt, wenn es auch karg ist — nehmt's —, der schlicht hervortritt, im Werkeltagsgewand, Frack, Mieder, weiße Handschuhe und eine Rose im Knopfloch, sein ehrliches Kriegswollen darbietend, sein Zufallskönnen wohl präpariert habend, an die Nachsicht seiner lieben Wiener appellierend, aber schon vor Wut berstend, wenn ein Schmock am nächsten Tag nicht seine drei Garmond—Spalten vollmacht, Windsbräute der Weltgeschichte — man stand unter dem Eindruck der Prochaska—Affäre¹ — drohten ihm den Abend zu zerzausen, er aber forcht sich nit, wenn nur die Frisur hübsch zerrauft blieb, verzog zwar ein wenig sein Schmollmäulchen, Männe machte Männchen, doch, Schwere nöter noch in der Zeit der schweren Not, streifte rasch gefaßt einen Glacéhandschuh nach dem andern von der Hand, dann mit dieser über die Stirn, sie von der Patriotensorge zu glätten, und stand da, ich hab's gewagt, der ganze Hutten in dritter Besetzung, da sich Fräulein Hertha Fleuron in liebenswürdiger Weise bereit erklärt hat, für Harry Walden einzuspringen. Und er spricht noch immer mit der alten Garderobierin, der Klio, in seiner eigenen Sprach, sagt für Algier oder ich weiß nicht wofür, ich bin ungebildet, »Scherifenreich«, statt Italiener Italer oder wenn schon nicht »Stiefelinsassen«, wie einst da er noch quicker war, so doch »Erben der Scipionen«, spricht von den »Bleibseln der Osmanenherrschaft«, von dem Versuch, »vom Südosthimmel

1 s. Fackel 366 »Glossen« # 01, »Herbstzeitlosen« # 03

die Mondsichel wegzuknicken« und ist zwischen solchen Umschweifen noch degagiert genug, ganz direkt mit seinen Wiener Beziehungen zu protzen:

In das Wartezimmer —

— des Großen Musikvereins, wo der publizistische Schweningen ordiniert hat —

hatte eine freundliche Dame der Hofgesellschaft (*das trug man, samt Titel und Reiherrhüten, damals noch*) mir das in ihrer Sphäre für wahr gehaltene Gerücht gebracht, Österreich—Ungarns Gesandter sei in Belgrad ermordet worden. *Ich mußte es erwähnen*

—.

wiewohl es nur ein Damentratsch war, denn das trugen die unabhängigen Sozialisten damals noch und schweigen heut in der Erinnerung an solche Zeiten —

und, um nicht, *gar als Gast*, in irgendeine Demonstration zu verleiten, behutsamer als sonst sprechen.

Schäker das! Er wollte gar nichts gesagt haben, nur was er soeben gehört hatte. Aber er sprach so behutsam, daß er tatsächlich »in« eine Demonstration verleitete, während er sich beim Schreiben eher die Zunge abbeißen würde, bevor er in solchem Fall »zu« sagte. Und demgemäß waren auch die Balkanvölker »in den Versuch ermutigt«, und in weiterer Folge, und zwar durch Herrn Harden, auch die Zentralmächte. Aus dem Selbsterhaltungdrang Deutschlands macht ihm freilich die Neue Freie Presse einen ganz gemeinen Selbsterhaltungdrang, dadurch den seinen rücksichtslos gefährdend. Aber er, ein echter Wiener, derfangt sich. Er ist stolz darauf, anknüpfend an die Erzählung einer der Gräfinnen, den Weltkrieg an die Wand gemalt zu haben, den er aber für »noch vermeidlich« hielt, »wenn Deutschland und Österreich—Ungarn, in würdiger Ruhe, ohne einen herausfordernden Gestus, unzweideutig zeigen, daß sie im Notfall dieser Gefahr nicht ausbiegen werden«. Sie haben den Ratschlag eines der beliebtesten Conferenciers der Weltgeschichte bekanntlich befolgt, aber ein wenig aufgetragen, woraus sich dann alles Weitere erklärte. Sie machtens zu unzweideutig; er reibt sich heute die Hände in Unschuld. Nach dem Besuch der einen und zurückgezogen aus der Fülle der andern Gräfinnen hat er die Ehre, Moriz Benedikt von Antlitz zu Antlitz gegenüberzustehen, und der bezeugt ihm: »Sie wissen wohl gar nicht, daß Sie der erste waren, der hier öffentlich das Wort Krieg aussprach.« (Schlicht und ahnunglos wie alle Vorkämpfer menschlichen Fortschritts, hatte er es nicht gewußt.) Einer der tüchtigsten Kriegsursheber am Platz — von allen hat er sich abgewendet, alle verleugnet und verunglimpft er, diesem einen, der größten einem hält er die Nibelungentreue übers Grab — schmeichelt ihm, er habe den Teufel zum Sprechen ähnlich an die Wand gemalt. Sofort beginnt er, ohne den Zettelkasten bei sich zu haben, frei aus dem Gedächtnis und ganz ohne Genitiv—s »das korsische Lieblingwort« — die Neue Freie Presse läßt es stan —, »der Madame Laetitia Bonaparte« zu zitieren. Dann spricht er mit Benedikt über Bismarck, den sie ja beide persönlich gekannt haben. Auf der Spazierfahrt durch den Sachsenwald — Benedikt hatte bloß die Ehre, in der Wallnerstraße vorgelassen zu werden — sprach Bismarck später sogar Französisch mit ihm (»damit der Kutscher des offenen Wagens nicht 'auch politisch vergiftet werde'«). Wenn der Kutscher lebt, möchte ich ihn fragen, ob er sich an den zweiten Herrn im Wagen erinnert, der behauptet, zuerst deutsch gesprochen zu haben. Bismarck soll, auf französisch, gesagt haben: »Die Achaier müßens tragen«. Die Achaier sind nämlich die Achäer, die Achäer sind nämlich die Achivi (die welche plectuntur), die Achivi sind nämlich die Griechen, die Griechen sind nämlich das Volk (Sie wissen doch, wenn die Könige

rasen), das Volk sind nämlich die Deutschen, und Herr Harden ist nämlich einer ihrer gebildetsten Schriftsteller. Doch mit den Totengesprächen, die er führt, ist es so eine Sache. Es ist seine Spezialität, aber man glaubt's ihm nicht. Selbst wenns erweislich wahr wäre, daß Bismarck ihm das alles gesagt hat, wenn durch eines, dieses, Zeugen Mund die Wahrheit kund würde, man glaubt's ihm nicht. Das ist schon so mit den Heldendarstellern, die dem Fach entwachsen sind, in dem sie nie zuhaus waren; man glaubt's ihnen nicht. Ich schon gar nicht. Auch wenn er wirklich mit Bismarck durch den Sachsenwald gefahren ist, glaube ich ihm nicht einmal, daß er mit Benedikt durch den Wienerwald gefahren ist. Alles was er erzählt, dürfte sich darauf reduzieren, daß er mit Blaschke und etwa dessen Frau Gemahlin durch den Grunewald gefahren ist. Der hat ihm, auf französisch, gesagt, »der deutsch—russische Rückversicherungsvertrag.« (schon wieder ein Druckfehler) sei »für Österreich nicht weniger nützlich als für uns gewesen«,

weil er die Möglichkeit ausschloß, daß eines Tages der *Magyarentopf mit antislawischen Blasen überkoche*, einer Verletzung *erzhäuslicher* Empfindlichkeit oder *eine* Schlappe österreichischer Nationalitätenpolitik, aus der Gewißheit deutschen Beistandes *in* dem Entschluß zu Krieg gegen Rußland verleite, in dem auf die Länge nichts zu gewinnen, aber alles zu verlieren ist.

Selbst jeder Sinn und Zusammenhang, der später wenigstens so weit hergestellt erscheint, daß Deutschland, welches »in bockiger Torheit nicht einen Finger gerührt hatte«, um sich Rußland zu verpflichten, gegen Russen und Briten »zugleich das Igelfell sträuben« wollte. (Das »zugleich« bezieht sich nicht darauf, daß der Bock, der keinen Finger rührt, zum Igel gemacht ward.) Wiewohl doch Rußland dem preußischen Deutschland »seinen Aufstieg *in* Einheit und Großmacht ermöglichte hatte.

»*Ihr Kaiser* glaubt ja die Möglichkeit *breiten Einflusses* in das Wollen des österreichischen Thronfolgers zu haben ... Österreichs Deutsche und Ungarns Magyaren müssen, so schmerzlich es ist, sich *in* große Machtopfer entschließen ... Einen Brief, den ich Ihnen in den Tagen von Agadir schrieb, haben Sie, *lieber Freund*, dem Kaiser vorgelegt; zum Entsetzen der Hofgenerale, die selbst Ihnen gegenüber sich *in* die Behauptung erdreisteten ...

Ihr Kaiser? Aber diese Sprache, die nicht *auf* und *zu* geht, ist doch nicht Benedikts an Harden? Nein, Hardens an Ballin, noch ein B seines welthistorischen Umgangs, das plötzlich eingeführt wird. Ihm, dem lieben Freund, erzählt er, welche Gefahr von allen »unter schwarz—gelber und rot—weiß—grüner Fahne hausenden Slawen, Italern, Dako—Walachen« droht. Er hat alles vorausgewußt. Nur daß ihm die undankbare Neue Freie Presse fast das Konzept verdorben hätte. Er sprach nämlich von den Slawenstaaten, »zu denen das tüchtige tatarische Bauernvolk der *Wolgaren* nicht eigentlich gehört«, und der Sohn des ihm Unvergeßlichen, der's las und zum Druck beförderte, also der junge Goethe, dachte sich: »Du hast nun einmal die Antipathie«, nämlich gegen die jedermann verständlichen Bezeichnungen von Völkern, übersetzte mit dreistem Übergriff, mir vorgreifend, vergaß aber die *Wolgaren* auszumerzen und gemäß solcher Mißgeburthilfe kam der folgende Satz zur Welt des Blattes:

... sich den Slawenstaaten anschloß (in denen das tüchtige tatarische Bauernvolk der *Wolgaren*, *Bulgaren* nicht eigentlich gehört).

Es ist ganz ausgeschlossen, daß Harden selbst den Anschluß der *Bulgaren* bewerkstelligt hat. Er wird doch nicht die Bildungsfrüchte unter dem Höchstpreis hergeben. Er wird doch nicht wie einer seiner Kollegen im »Som-

mernachtstraum«, der Zettelkollege, dem Publikum das ganze Geheimnis ver-raten, daß man sich nicht fürchten soll, weil dieser Löwe gar kein Löwe sei und die Wolgaren nur ganz harmlose Bulgaren? Mit nichten. Es ist eine Rand-bemerkung, Benedikt II., nein des jungen Goethe, der mit dem Optimismus des Willens zur Jugend ein großes Erbe antrat, vom Vater die Statur hat wie alle andern Vorzüge und in vollster körperlicher und geistiger Frische täglich dessen Leitartikel schreibt, so daß man fast wännen möchte, es sei die vielbe-staunte Vitalität (ich brauche nicht das Wort Gewure danebenzusetzen) des Alten. Doch Harden wird's nicht verwinden, ihn den theaternden Blattverder-ber schelten und über Dank vom Haus Benedikt — wie sagt er doch — »stöh-nen«. Denn es liegt ein ganz ähnlicher Fall vor wie damals, als das Heft einer Wiener Literaturzeitschrift mit dem Tadel einer Leistung der Stella Hohenfels erschien, dem der Satz auf dem Fuße folgte: »Wäre mir unangenehm wegen meiner Verbindung mit Berger.«

Was nun Haus Österreich betrifft, so sieht Herr Harden das Motiv zum Weltkrieg in der Denkungsart eines alten Kaisers, der »den Schein meiden will, die Ermordung des seiner Seele fernen, obendrein *in morganatische Ehe* Entgleisten dünke ihn des Aufwandes politischer Kraftmittel unwert« und in der Besorgnis eines »viel jüngeren Imperators und Rex«,

daß von ihm, wenn er noch einmal das oft vor Europas Ohr *an Wortfels gewetzte* Schwert tatlos in die Scheide stieße, die Volks-gunst unaufhaltsam zu dem Sohn *flöhe*, der noch im Rufe physi-schen Mutes *prangt* und beliebt ward, weil er die tiefe *Kluft* zwi-schen dem väterlichen und seinem Wesen trotzig an jedem Alltag *illuminiert*.

In dieser wilden, jedoch belebten Landschaft begibt sich nun das Folgende:

Wackere, von *der Guntschaukel auf die Regiererhöhe gehobene* Beamte, die, als *Hofgewächse*, weder der *Wind* rauher Wirklich-keit und harten *Kampfes* ums Dasein, noch die *Erkenntnis* verant-wortlicher Staatsmannspflicht je *gerüttelt*, kein lenzlich aus Schöpferskraft steigender *Saft* im *Amtsschimmeltrab* gestört hat, die durch das *Wolkengeball* nur nach der Möglichkeit spähen, ih-rem verblichenen Ansehen, endlich, in *Blitzlicht*, wieder *Glanz* an-zutauschen, und weil in *Büchsen mit alten Gedankenkonserven* Neues nicht keimen kann, die serbische Krisis mit der gegen die bosnische (»Ist ja dieselbe Sache«) von Bülow und Aehrenthal an-gewandten *Latwerge* zu lösen hoffen.

Und sowas kriegt man zu Weihnachten geschenkt! Schon daß Beamte von einer Guntschaukel auf die Regiererhöhe gehoben werden und in dieser Lage verharren können, wo man doch glauben sollte, daß die Schaukel, ein-mal in Schwung gesetzt, zwar hinauf, aber doch auch wieder hinunter geht, ist eine Leistung. Nun, sie verharren eben, weil sie kein Wind rüttelt. Und eig-entlich ist überhaupt kein Wunder, denn es sind ja nicht Menschen, sondern Pflanzen, die aber, weil sie Hofgewächse sind, weder kämpfen noch eine Er-kenntnis haben noch einen Saft, denn der würde sie im Trab des Amtsschim-mels, der als Tier vorzustellen ist, stören, während sie in der Schaukel sitzen. Diese Menschen, Pflanzen, Tiere spähen nun durch das Wolkengeball nach ei-nem Blitzlicht aus, um wieder zu glänzen. Da sie sich jedoch als alte Konser-venbüchsen entpuppen, so hoffen sie, die serbische Krisis mit einer Latwerge zu lösen, denn sie sind ja eigentlich Ärzte, von denen man füglich erwarten könnte, daß sie auch für den Leser was haben, wenn ihm übel wird, und für den Autor, der an Stilverstopfung leidet. Er ist, wie »dieses Reiches Vertreter am Fieberbett, vor der Tür der schon schwelenden Pulverkammer«. — also

Bethmann Hollweg —, »ein Kränkler, der nervenlos robust ... scheinen möchte«. Wir können den Zustand nicht mitmachen. Wir werden zur Verzweiflung getrieben wie Wilhelm »in« den Mobilmachungsbefehl. Doch heute, da alles vorbei, ein Vertrag nur ein Fetzen Papier, aber selbst dieser unerschwinglich, kurz alles eingetroffen ist wie ein alter Patriot prophezeit hat, »warnt der Rückblick, der deshalb eine lange Zeitspanne umfassen mußte, vor der Gefahr neuen Strauchelns *in Irrtum*«, denn die Feinde von gestern sind der Meinung, den Neudeutschen »dränge Vertrauensgewährung stets nur *in listigen Trug*, in skrupellosen Versuch, lästige Pflicht zu umgehen«. Dagegen haben sie eine Schwäche für Österreich wie nur Herr Harden, der alle unsere Sorgen kennt, zum Beispiel, »Scribes wieder *ins* Burgtheater gebrachtes 'Glas Wasser'«, und um bei der Theaterdiplomatie, die ihm sehr liegt, zu bleiben, *offen heraus*, keinen Grund sieht, Eduards gelehrigem Schüler Mensdorff—Pouilly, der nie unter den Blinden war ... *das Ohrläppchen zu kneifen*.

Der Kluge warnt vor Leidenschaft und verteilt zwischen Frankreich und Deutschland alles was er über Gambetta aus Zetteln und Zeitungen offen herausgekriegt hat, wie folgt:

Frankreich hat Gambettas Herz *in sein* Pantheon geborgen. Alldeutschland lerne Gambettas Losung: »Immer dran denken, nie davon reden«.

Was den Anschluß betrifft, so sagt er lieber »Vereinung«, — Gott behüte, nicht Vereinigung —, gibt aber ausdrücklich zu, daß er den Anschluß meine, nur hat er diesmal einen plausiblen Grund, das geläufige Wort zu vermeiden; es

dünkt mich, entschuldigen Sie *mich* von dem Einwand, allzu demütigend für ein Österreich, das niemals Appendix werden darf, noch will.

(Schmeichler das! Sein Anschluß an uns ist längst vollzogen.)

Nicht tückische Franzosenbosheit, die blitzender Zorn zerschmettern oder gegen *die* eifernde Gassendiplomatie morgen die Ententegenossen in Harnisch bringen könnte, verbietet die *Einung* der noch getrennten deutschen Stämme:

Hier ist, über alle Vereinung hinaus, eine Einung vollzogen, die für alle deutschsprechenden Völker vorbildlich sein müßte. Wenn sie erraten, ob der Zorn die Ententegenossen gegen die Gassendiplomatie oder nicht vielleicht doch die Gassendiplomatie die Ententegenossen gegen die Franzosenbosheit in Harnisch bringt, ob also »die« als Relativpronomen den Anschluß an die Franzosenbosheit oder als selbstbestimmter Artikel die Einung mit der Gassendiplomatie vollzogen hat, und wenn sie nicht als deutschsprechende Völker gegen solchen Zwang in Harnisch geraten und in blitzendem Zorn den Ratgeber zerschmettern, der ihnen Desperanto als Umgangssprache empfiehlt — so werde ihnen die Einung gestattet, wiewohl ich ganz entschieden für den Anschluß bin.

Ersparet mir, *Freunde und kühl Prüfende in Österreich*, auch hier, als Gast, *die Ereignisse auszuspreiten*, die *Gewächse* aus preussischer, rot übertünchter Erde, draußen das Mißtrauen, in Frankreich die Sorge Tapferer, doch ihrer Schwachheit Bewußter genährt haben und, *rund herausgesagt*, nähren mußten.

Aber er sagt doch nichts rund heraus, sondern nur krumm! Früher waren Beamte Gewächse, die man schaukeln konnte, jetzt sind es Ereignisse, die man ausspreiten kann. Vergeblich bleibt der Versuch, etwas offen oder rund herauszusagen. Das Mundwerk ist so geschwollen, daß die Zunge, selbst

wenn sie wollte, nichts dawider könnte und der Vorsatz, einmal unumwunden zu sprechen, schon vom Nachsatz Lügen gestraft wird. Siehe da:

Und lasset nicht wieder, wie seit 1907 allzuoft, *in Irrtum*, in optische und akustische Wolken euch verleiten. Die Liebe ist hier, wo man uns *mit Küpe* über »die schlappen Brüder da unten« gestopft hat, nicht so heiß, draußen das Übelwollen nicht so grimmig, wie die mitteilsame Wärme der Festschmäuse glauben läßt.

Küpe ist nach dem Wörterbuch sowohl der Färbekessel (bes, in der Blaufärberei mittels Indigo), als auch die darin bereitete Mischung. Mit dieser — wie mit jener Latwerge — Leute zu stopfen und wären es auch nur Leser der 'Zukunft', ist ein Verfahren, das nur die im Krieg angezüchtete Gleichgültigkeit gegen das Menschenleben erklären kann.

Gewichtiges ist noch zu erwägen, turmhohes Hindernis *sacht* abzutragen, besonders Wiens würdiger Platz als *Donauschleußnerin*

—
gehst denn nicht

und (wenn ich's *in Kürze so andeuten darf*) Freihafen für allen Handel nach und von Südost *hinter festem Gitter zu sichern*, ehe werden kann, was werden muß. Und wird.

Er deutets nur an, aber vermutlich hängt die Vorrichtung der Schleuße, die ja so etwas wie ein Verschuß ist, mit dem Gitter zusammen. Und keine Macht wird uns hindern,

die zwei Republiken allmählich —
warum nicht mählich?

in Einheit wachsen zu lassen. Der Abgeordnete *Czermin, die Schwalbe* im Winter *reichsrätlichen* (Österreich nicht *rätlichen*) Mißvergnügens —

Eine feinkomische Wendung gelegentlich zwischen die Schwerathletik hingeschlängelt — da hat Harden immer die Lächler auf seiner Seite. Aber warum ist der Czernin jene Schwalbe, die beim redlichsten Bemühen keinen Sommer macht, nur imstande war, den Frieden von Brest—Litowsk zu machen? Was hat ein Bolschewik für den Schlachtbankrotteur übrig, vor dem er sich fast so tief wie vor dem Schlachtbankier verbeugt? Nichts anderes als die kennerische Beziehung zu allem Österreichischen, die mit den Gräfinnen natürlich die Grafen einbezieht, und ganz gewiß auch das üble Gewissen, das irgendwie die Solidarität aller Kriegsschuldigen zu bewirken scheint. Es sind lauter Talente von Benedikts Gnaden und eine Schwalbe hackt der andern kein Auge aus, besonders wenn es sich eigentlich mehr um Schwalbler handelt, die uns über den Winter unsres Mißvergnügens, sowohl wie über ihre verkrachte politische Existenz hinwegschwindeln möchten. Wenn Czernin meint, daß uns Deutschland das Getreide gewähren könne, welches uns fehlt, seitdem er es uns aus der Ukraine gebracht hat, und wenn, anstatt daß uns auch die Geduld ausgeht, sich noch ein anderer Schalk erhebt und pathetisch wird:

Gewähren muß und wird, Herr Abgeordneter, wenn ihm, *öffentlich*, bewiesen wird, daß es damit einem edlen, seinem Körper zugehörigen Glied *in Genesung* hilft

so kann man nur sagen: Zur Genesung! und eine Menschheit beklagen, die sich den Hungertod von solchem Gerede — es komme darauf an, Deutschland »öffentlich« zu beweisen, daß Österreich ein Massengrab ist — würzen lassen muß und die noch immer nicht ahnt, daß sich ihr ganzer physischer Zustand von dieser Geistesschmach herleitet. Und heilsamer als »Brett vor Brett und Balken vor Balken von der Schranke abzusägen, die Österreich noch von

Deutschland scheidet«, wäre es, beiden den Weg zu dieser Erkenntnis freizumachen.

Doch möchte dieser bedächtige Gourmand, der Indianerkrapfen mit Gräfinnen nachschmeckt, nicht versäumen, den Verehrern Benedikts und Goethes nebst Czernin auch Lenin und Krassin mit ihren »vorwärts, nicht rückwärts weisenden Gedanken« zu empfehlen, ohne deren »Nutzung« unser Erdteil »nicht *in* neues Leben gedeiht«. Denn es sei ausgerechnet den Lesern der Neuen Freien Presse, ihnen gesagt, daß das alte, »mit lenksamen Arbeitsmaschinen und herrisch—pffiffigen Profitierern« vorüber sei. Aber der Bolschewismus geht Hand in Hand mit der Überzeugung, daß die Kapitalisten aller Länder es gut mit den Kapitalisten Deutschlands meinen:

Nirgends will Tücke seinem Stamm *Wachstum und Wipfelumfang wehren*, die Keime gefährden. Deutschland braucht, ohne sich je *in* unwürdiges Gebettel zu *erniedern*, in den *Drohgestus* des lahmen Prahlers zu *spreizen*, nur mit unwiderleglicher Klarheit zu zeigen, daß Kräftigung ihm nicht das Mittel zur *Erneuerung* der alten *Sucht und Methode* sein soll ...

Und wenn dazu noch die des Herrn Harden unverändert bleibt, dann singen alle Engel im Himmel, dann ist erfüllt, was »wachender Hirteneinfalt« einst verkündet ward, dann hat der Weihnachtartikel einen Schluß und es »senkt, nicht zu flüchtiger Rast nur, Friede sich auf die Erde allen Menschen, die guten Willens sind«, ihn bis dahin zu lesen. Dann bleibt nichts zu tun übrig, als ihn mit einem Zusatz »Epiphania«, vor dem die heiligen drei Könige schleunigst wieder umkehren, auch in der 'Zukunft', vor der uns nicht mehr bangen soll, abzudrucken. Woselbst mir, da ich, nach langer Erholungsfrist, es gewagt habe, jedoch dem täubbaren Ohr die Schallpön in den Sprachperch verurteilten, mit flachem Atem noch in neudeutsche Lesergunst kirrenden Meinens nicht im Maß der zum Erlösergeburttag, nebbich, gepflichteten Bildungepopöe, die neidenswertem Tätigkeitsdrang, dem in alle Sättel gerechten und in alle Hintern geneigten, entbunden ward, beim besten Willen nicht antun konnte, der Zufallsblick ein Sätzchen ghascht hat, das sich, aus mählich schon endendem Artikel, sacht in einen stillen Winkel bescheiden wollte. Wenn euch nicht, Wort vor Wort, der widernde Ruch die andre Notdurft gällt, die in den Spartag gewöhntem Gaumen selbst heute noch erraffbare Mahlzeit bittert — nehmts! Und denkt nicht, Freunde und kühl Prüfende in Österreich, der Frage des Lucius Cassius Longinus Ravilla, wem's fromme, nach, wenn dem den Sprachwert wägenden Gewissen Tag vor Tag aus Holzpapierhülle sich der Schwichtigungsgrund entschält und im Brunstbrodem von Bänkern genährter Meinungsbordelle das Wortmark versickert. Wolltet, die mit Küpe über den stärksten Stilkönner Gestopften, ihr euch in den Zweifel erdreisten, daß ers sei? Gegen alle erweisliche Wahrheit behaupten, der von Mächlergrüppchen mit flinkem Finger geknüpften Geschichtruhm sei zerstoßen? Er mag, in den Lustren, da mein Wirken, vordem sich ins Kleine erniedernd, in den Menschheitbezirk, den sonst ihm nur erschloßnen, erhöht ward, der Hybrislockung nicht gewehrt, gewährt haben, ich hätte ihn vergessen. Der Trugglaube irrt. (Irrt nur? Strauchelt in stets erneuten Wahn, um im Ab—Ort von ungesunder Bildungsmast sich zu entschütten.) Gerade dort muß ich ihn treffen und eine Stimme ruft — ich werde mich hüten, ihres Meinens Sinn aus Vorstellungswirrsal und Stopfungdrang zu erlösen, und weiß selbst nicht, wer drinnen und wer außerhalb und ob es seine Stimme ist oder meine —:

»Besetzt!« *Haltet die Nase zu und öffnet*, um Luft zu wittern, *des Gedächtnisses Deckel!*

Der junge Springinsgeld

MEHR RÜCKSICHT AUF DIE ALLGEMEINHEIT

Der junge Biach hat dem Andenken des alten Berdach ¹ eine Kranzablösungsspende unter dem folgenden Titel gewidmet:

Die Teilnahme Wiens an der Erdbebenkatastrophe in Argentinien

Später, offenbar aufmerksam gemacht, daß es nicht gut sei, diese Erinnerung zu wecken, sagte er statt »an« »anlässlich«, als ob gar nichts gewesen wäre. Das ist Verderbtheit. Der junge Springinsgeld — er hat sowohl das Geld wie die Beweglichkeit vom alten — hätte weniger zu riskieren, wenn die Republik es mit der Abschaffung der Titel ernst meinte, die sich aber natürlich auch auf die Untertitel beziehen müßte. Denn sehderanda: Wenn er im Abendblatt, wo er, der ganze Papa, zu sich selbst spricht und wähnt, er spreche zu der Welt; wo er den Kopf schüttelt über das Chaos, und die Revolution mit sammetpfotener Zunge »Ausgelassenheit« nennt; wo er mit vorgestrecktem Zeigefinger, auf dem ein Brillant funkelt, der junge Herr der Hyänen, also mit Komma kommandiert, der Streik muß aufhören — so glaubt er, es geschieht auch schon, und diktiert nur so herum mit den Ereignissen, denen er in Titeln und Untertiteln Zurufe macht. Nämlich wenn er in der Früh den Leitartikel mit jener Kürze und Gedrungenheit, mit jenem Katzensprung in die Weltgeschichte geschlossen hat: Der Streik muß ein Ende haben, oder so, dann wird im Abendblatt nachgeholfen: »Der Telephon— und Telegraphenstreik. Notwendigkeit raschester Beilegung.« (Unter diesem fetten Untertitel wird dann gesagt, daß die rascheste Beilegung notwendig sei, also ganz das was im Titel steht, man kann sich verlassen, Überraschungen sind da ausgeschlossen.) »Fortdauer des Kellnerstreiks. Die rascheste Beilegung geboten.« »Der Streikskandal. Notwendigkeit sozialer Ruhe in der *jetzigen* Krise.« »Die Krise. Notwendigkeit der inneren Beruhigung.« Ganz außer Atem ist er: »Kein Staatskredit von England. Die Notwendigkeit der Mitwirkung von Amerika ². Notwendigkeit finanzieller Klarheit.« Wenn er hofft, dann sprudelt er nur so die Untertitel hervor: »Hoffnung auf Verständigung.« »Aussicht auf nahe Verhandlungen in Minsk.« »Annahme der englischen Bedingungen durch Rußland.« (Das heißt, er nimmt an, sie wern annehmen.) Wenn er besorgt ist, ruft er: »Hilfe für Warschau. Die Gefahr für ganz Europa.« (Das heißt, Hilfe verlangt er, aber Gefahr meldet er.) »Sorge um Warschau. Notwendigkeit sofortiger Waffenruhe.« (Das heißt, Sorge hat er, aber Waffenruhe verlangt er.) Meldung und Forderung sind in den seltensten Fällen zu unterscheiden, was daher kommt, daß der Wunsch des Gedankens Vater und er der Sohn des Moriz Benedikt ist, wie ja auch die Ereignisse nicht von dem Tag datiert werden, wo »das Blatt« erscheint, wo man also sieht, daß sie geschehen sind, sondern vom Tag vorher, wo er *sagt*, daß sie geschehn sind. Man kennt sich nicht aus, aber es hat den Reiz der Persönlichkeit. Ein Beispiel: wenn er da den Titel hat »Fortdauer des Streiks.« und drei Untertitel dazu, so bedeutet der erste, »Erstattung des Rechtsgutachtens heute nachmittag«, eine wengleich etwas is-

1 s. Heft 245 # 05 »Das Erdbeben«

2 Hier erstmalig dieses Drecksprech, nämlich die Umgehung von dem Genitiv, also solches Gerölpe statt deutsch und deutlich »die Mitwirkung Amerikas«

raelitische Meldung einer Tatsache; der zweite, »Mehr Rücksicht auf die Allgemeinheit«, natürlich keine Meldung, denn er will ja nicht sagen, daß sie schon genommen wird, sondern eine Forderung, denn er will sagen, daß sie genommen werden soll; und der dritte, »Entpolitisierung der Verwaltung«, gleichfalls eine Forderung, denn er zerspringt doch eben, weil sie noch nicht erfüllt ist. Doch diese Diktion, die alle Erregung — vom Vater hat er die Gewur — mit einer vornehmen, eines Weltblatts würdigen Interpungierung meistert und alles der Sprache der Hände überläßt, welche aber nicht gesehen werden, schafft Mißverständnisse und Verdrießlichkeiten. Denn man kann nicht zugleich vor Wut zerspringen und auf Rufzeichen, Fragezeichen, Doppelpunkte, ja selbst auf das Semikolon, das sich doch ohnehin schon dem jüdischen Komma nähert, ganz verzichten. Die Gestikulation sich vorzustellen ist ja gewiß schön, aber mit der Interpungierung durch Mienen und Gebärden gelingt es nicht immer und so kommt es, daß wir anstatt zu glauben, etwas sei schon geschehen, was er erst verlangt, der Meinung sind, er verlange erst etwas, was schon geschehen ist. Dieser Eindruck kann seinem Größenwahn keineswegs schmeicheln, und er mutet dem Leser doch etwas zu viel zu. Denn er verlangt nicht nur, es soll geschehen, was er verlangt. Er verlangt nicht nur, man soll glauben, was er verlangt, es auch schon geschehen. Er verlangt auch, man soll förmlich sehen wie er verlangt. Er schreibt und man soll sich vorstellen, er redt! Er verlangt zu viel. Mehr Rücksicht auf die Allgemeinheit. Das heißt, er verlangt sie, aber er nimmt sie nicht.

*

ANHALTEN DES ATEMS, HALTEN DES DAUMENS UND ERLEICHTERTES AUFATMEN

Am 20. Januar hätten in Wien Dinge geschehen sollen, die namentlich für die älteren Abonnenten und neueren Inserenten der Neuen Freien Presse unerfreulich gewesen wären. Deshalb entschloß er sich, am 19. abends den großen Titel auszugeben: »Notwendigkeit der inneren Beruhigung.« Die Folge davon war, daß sie eintrat. Dennoch hörte man, wie er den Atem anhielt: »Der 20. Januar dürfte ohne Unruhen vorübergehen.« Ganz sicher war er noch nicht, er wollte es nicht beschreiben und fand deshalb nur gedämpfte Töne. Sammetpfotene. Verlangte Preisabbau und so. Am 20., fürs Abendblatt, hielt er den Daumen: »Ruhiger Verlauf des heutigen Vormittags.« Schon frech werdend, schalt er die Sperrung von Geschäftslokalen (achselzuckend) eine »übertriebene Nervosität« und sagte »mit Bestimmtheit voraus, daß es auch im weiteren Verlaufe des Tages zu keinerlei Zwischenfällen kommen wird.« (Einkassierend:) »Vollständige Ruhe in Wien. Der Sieg der Vernunft.« Und nun beginnt er auch schon mit der Bevölkerung zu tändeln, sie sei ja gutmütig, aber man müsse sich in den Siegerstaaten sagen, daß die Geduld Grenzen habe, daß man einer Volke »nicht allzuviel zutrauen dürfe« (er meint: zumuten). Er stichelt. Das erleichterte Aufatmen kam im Morgenblatt des 21. durch einen großen Titel an der Spitze des Blattes wie folgt zum Ausdruck: »Vollständig ruhiger Verlauf des heutigen Tages.« Des heutigen, nicht des gestrigen. Er wäre doch nicht der »inneren Unaufrichtigkeit« fähig, an dem Tag, an dem er es diktiert, von einem gestrigen zu sprechen? Soll der Leser glauben, daß es der Tag ist, an dem er liest! Und da der Leser doch oft genug im Zweifel war, ob eine Meldung oder ein Gebot vorliege, so glaubte er, daß der vollständig ruhige Verlauf des heutigen Tages für den heutigen Tag garantiert oder prophezeit werde. Welcher Schieber denkt noch an den gestrigen Tag und schon gar wenn vom heutigen die Rede ist! Wie sagt Prometheus, der freilich der

Neuen Freien Presse nicht maßgebend ist, da er mit der Fackel in der Hand auftritt und von ihr rühmt, »sie künde Tag vor dem Tage«:

Neues freut mich nicht, und ausgestattet
ist genugsam dies Geschlecht zur Erde.
Freilich frönt es nur dem heutgen Tage,
Gestrigen Ereignens denkts nur selten;
Was es litt, genoß, ihm ists verloren.

Ein Brandmal dieser Schieberwelt, die vergessen hat, daß sie eine Kriegswelt war und die heute nicht mehr weiß, daß sie gestern gezittert hat und vorgestern auf der Redoute war, um heute wieder hinzugehen, die Schöpfung einer Presse, die, Tag nach dem Tage kündend, dem Volk den Hungertod und seinen Mördern einen ruhigen Verlauf ihres Lebens meldet. Die Folge davon war, daß sie, völlig sicher gemacht, schon am 21. in Scharen wieder nach Wien zurückkehrten. Wäre an diesem Tage etwas passiert, wiewohl ihr Wortführer doch vollständig ruhigen Verlauf angesagt hatte, sie hätten das Abonnement aufgegeben und alles was sofort greifbar ist, nicht mehr in einem Blatt inseriert, dessen Text nicht sofort begreifbar ist

*

DER ÜBERMUT

Aber auch seiner Meinung zu folgen ist nicht leicht, da er nie ihrer ist. Ein rechter Springinsgeld, kommts ihm eben nur auf das Resultat an, aber wie er sich hin und herwirft, um dazu zu gelangen, vermag kaum der Blick, geschweige denn der Verstand ihm zu folgen. Auch sind seine Aversionen so vielfältiger Natur, daß er manchmal sogar in jenes Gedränge kommt, in das er sich nicht gern einläßt. »Wie immer man« über den Kunstwert des Schnitzler'schen »Reigen« denken mag — und das Schlimmste, was man darüber denken mag, ist, daß der Autor diesen Satz, kränkender als alle klerikale Tölperei, um seine Ohren schwirren läßt und nicht sein Stück, sondern Gewinn aus dem Lärm zieht —, also wie immer man, so müßte doch die Neue Freie Presse dafür begeistert sein, daß dieser Fall zum Politikum werde, erstens wegen Schnitzler, zweitens gegen die Antisemiten, drittens für die Schieber, die die Plätze bezahlen können; und dann überhaupt. Da aber alle Rücksichten bei Benedikts dem Haß gegen die Sozialdemokraten untergeordnet werden, so bleibt für Schnitzler nichts als die leise tadelnde Konzession des »Übermuts«, zu dem der Dichter das Recht habe — kein Leser, der hier das Wort »Übermut« zitiert findet, ahnt, daß es ein jüdisches Jargonwort¹ ist, könnte die Fülle von Bewegung ermessen, die darin Platz hat —; das Treiben der Sozialdemokraten aber wird, in Gedankengängen, deren Zickzack das Irrenhaus nicht verfehlt, in einem Stil der manisch— depressiven Perioden, als »Theaterklatsch« entlarvt, für den die Verfassungsfrage nur »vorges schützt« werde. Blättert man um, so findet man zwar nicht das Gutachten eines Psychiaters, wohl aber eines Rechtsgelehrten, der da sagt, bei der Beurteilung des Falles »trete die Frage des 'Reigen' völlig zurück«, und das Vorgehen der Opposition rechtfertigt, die eben das Odium nicht scheuen darf, daß ihr Protest gegen einen Verfassungsbruch dem Theatergeschäft zugutekommt. Und im Abendblatt desselben Tages fragt der Patient die Politiker, die uns eben noch vor Europa blamiert haben, ob sie denn bisher Wichtigeres zu tun hatten, als den Theaterparagrafen abzuändern. — Es ist ganz sicher vererbt. Das Sonderbarste aber ist, daß seit Jahrzehnten eine Familieneigentümlichkeit dem Geis-

1 Hermann Paul nennt es eine westgermanische Wortbildung

tesleben einer Großstadt, mag dieses auch noch so zweifelhaft sein, den gültigen publizistischen Ausdruck bestimmen kann — nun vollends unter den Augen eines Auslands, das immerhin so viel deutsch versteht, um über uns zu lachen — und daß zwar hin und wieder der und jener den Kopf schüttelt, aber daß es schließlich für die Beurteilung aller Fragen doch heißt: In der Presse steht ...

*

EIN ANFALL

In ein besonders hohes Stadium der Exaltation gerät er selbstredend, wenn ein Streik sich seinem Ende nähert, aber noch nicht zu Ende ist. Titel: »Wien ohne Post, ohne Telephon und ohne Telegraph« Hört man, wie er trommelt? Untertitel: »Ein unmöglicher Zustand« Wieso unmöglich? Unsereins möchte zum Augenblicke sagen, verweile doch. Man bedenke nur, was man alles nicht zu lesen bekommt, und wenn ich niederschreiben wollte, was ich infolge falscher Verbindungen schon alles zu hören bekam, so bekäme Österreich nicht einen Dollar geborgt. Und man erwäge die Millionenverluste der Schieber — ist das vielleicht kein Gewinn? Ein unmöglicher Zustand ist das Wiener Telephon als solches. Ohne dieses wird das Leben erst seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben. Der Mensch wird schlichter, demütiger, fragt nicht viel nach Gut und Geld, aber nicht weil es keinen Wert hat, sondern weil es nichtig ist. Ohne Telephon! Man kann sich vorstellen, was der alte Biach ausgestanden hätte, aber schon die Vorstellung, daß es ihm unmöglich gewesen wäre, vom Sonnwendstein die heitere Luft durchgellend, den Leitartikel nach Wien zu telephonieren, bereichert das Leben im Nachhinein. »Hymnen tönen im Herzen.« »Freudenfeuer müßten auf den Spitzen der Berge angezündet und brennende Kerzen in die Fenster der Häuser gestellt werden.« Reißt die Tore auf und die Drähte herunter! Und man muß wissen, daß der Erbe auch darin eine große Tradition fortsetzt, daß er nicht schreibt, sondern schreit, physisch schreit, daß er telephonisch diktiert, was in der Welt zu geschehen hat. Der Draht, der eigene Draht windet sich unter ihm, wie er sich unter dem Vater wand, erbarmungslos werden wie eh und je täglich Text und Titel über die Dächer geschrien und die Republik respektiert ihrerseits pietätvoll das Erbe dieses Familienprivilegs, das sie von der Monarchie übernommen hat. Nur ein Streik kann da Ruhe schaffen! Ein unmöglicher Zustand? Was heißt ein unmöglicher Zustand? Ein unmöglicher Zustand ist das Abendblatt der Neuen Freien Presse (und selbstredend auch das Morgenblatt wie auch, wens eines gäbe, das Mittagblatt) mit dieser Tobsucht und mit dieser Vornehmheit der verhaltenen Tobsucht. Der alte Führer hat einmal Stanislaw ein Rufzeichen genannt, aber selbst nie eines gemacht, wiewohl doch ganz Stanislaw in jedem seiner Sätze war. Hundert Rufzeichen hat er in sich, hundertmal bewegt er den Kopf von links nach rechts und von rechts und links, wenn er den Untertitel schreibt »Ein unmöglicher Zustand.« Oder vielmehr der Sohn, was dasselbe ist. Alt gewohnt, jung getan. Es kann leicht zu Zusammenstößen mit der Syntax führen:

Schon hat es *Zusammenstöße mit Verwundeten* gegeben, weil Streikende den Versuch machten, das Hauptpostamt zu stürmen.

Er stürmt — stürmt er, sie stürmen! Er regt sich auf, aber dann beruhigt er sich doch wieder. Sein Stil hat Anfälle. Er schlägt kurz an. Es ist in der Geschichte der Publizistik der erste Versuch das Denken und Reden des jüdischen Hausgebrauchs, wie es ist, unmittelbar in Druckerschwärze umzusetzen. Wie sie leiben und leben, kommt dabei mit unheimlicher Plastik zum Vor-

schein. Er sagt, man soll vermitteln. Nicht mehr als das; und betitelt es: »Die Notwendigkeit der Vermittlung« Punkt. Er ist stets mehr Apo— als Benedikt. Aber wenn er dann nur noch achselzuckt und fast schon resigniert — Titel: »Ein Streik ohne verständliche Ursache« — so ist es auch schön. Da fühlt man erst, wie recht der Alte gehabt hat wie er gesagt hat, Brody ist ein Schmerz. Erst hadert er mit Gott und fragt, warum; dann redt er mit sich und waltet und siedet und brauset und zischt. Und brodelte. Und verbrodelt. Und dann schließt sich der Schlund und Stille ist über den Wassern. Das kostet jetzt 3 Kronen täglich. Die Familie Benedikt ist eine der reichsten in Wien.

Glossen

ALLE GEBILDETEN BEGREIFEN

In den Tagen, da das Publikum die größten Schwierigkeiten hatte, das Prinzip der Entpragmatisierung im Postdienst zu verstehen, wurde es zugleich in die Einsteinsche Relativitätstheorie eingeführt. Herr Felix Salten, der bisher nur berufen wurde, wenn es galt, bei besonderen Gelegenheiten einen Einblick in die Geheimnisse des spanischen Zeremoniells zu eröffnen, und der den Weltkrieg, der zu dessen Erhaltung unternommen wurde, mit der Devise »Es muß sein« beglaubigt hatte, war ausersehen, an der Spitze des Blattes »Einsteins Gegenwart« zu verklären. Daß ihm dies ebenso gelingen würde, wie die Schilderung einer Wachparade, konnte vorweg keinem Zweifel unterliegen. Nur daß freilich, um an die Persönlichkeit Einsteins nur halbwegs die Begeisterung wie an die Wilhelms II. zu wenden, ein Übergang notwendig ist:

Denken wir an die Berühmtheiten der Letzten Jahre, dann zieht ein armseliger Reigen, *halb verbrecherisch, halb toll* an unserer Erinnerung vorüber; Menschen, die vom Zufall ihrer *Geburt* oder vom augenblicklichen Vorrang ihres Handwerkes oder durch die Konjunktur des Zusammenbruches emporgehoben waren und Macht über unser Leben bekommen hatten.

Wie anders Einstein. Ein Mann, dem zur Vollkommenheit nur eines fehlt, daß der Kaiser Franz Joseph sein Wirken nicht erlebt hat, zu dessen achtzigstem Geburtstag Salten die Worte fand:

Darwin und Haeckel, und Richard Wagner und Ibsen und Bruckner, und Edison und Marconi, Feuerbach und Nietzsche, Marx und Lassalle, diese ganze bunte Fülle, dieses unermeßliche Gedränge von gestaltenden Geistern, Schöpfern, von Eroberern der Erde, all dies zog an ihm vorbei. Ob er es nun bemerkt hat oder nicht, ob er es als Erlebnis zu nennen weiß oder nicht, ob er es schätzt oder verachtet, oder überhaupt auseinanderhält, er hat auf seinem Throne dennoch von all dem einen Hauch verspürt, hat die Welt sich verändern und sich entwickeln sehen und ist von dieser Entwicklung in seinem eigenen Wesen angerührt und gefärbt worden.

Was hätten wir von Franz Joseph, dem so früh Dahingegangenen, zu erwarten gehabt, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, auch noch die Relativitätstheorie auf sich wirken zu lassen. Während aber seine Persönlichkeit von allen wissenschaftlichen und künstlerischen Errungenschaften angezogen hatte, während er in seinem Wesen von ihnen angerührt und gefärbt wurde,

konnte dem mit ihm Schulter an Schulter kämpfenden Wilhelm II. und zwar gleichfalls von Salten nachgesagt werden, »daß seine Epoche von ihm gestempelt, von ihm gefärbt wurde«. Eben deshalb aber war auch der Eindruck, den Salten auf dem Penzinger Bahnhof von ihm empfing, von seiner »echten, tiefen Menschlichkeit«, die, wenn man von den zehn Millionen Toten absieht, »Lebensfrische und Daseinsfreude rings um sich her verbreitete«, der »elektrisierenden Wirkung«, die von ihm ausging, »ein unvergeßlicher«. Auch schon von Berlin her, wo Salten ihn einst, »umdröhnt vom eisernen Schritt der Gardefüsiliere«, beobachtet hatte, als er »wie aus großer Tradition hervorgeritten kam«. Was nun Einstein betrifft, der von Salten mehr in das Gedränge der Geister gewiesen wird, das an den Herrschern vorbeizudefilieren hat, und zwar unmittelbar angeschlossen an »Kopernikus und Galilei, Kepler und Newton«, so kann Salten den Lesern der Neuen Freien Presse nur folgende Aufschlüsse geben:

Im Gang der Gestirne waren Unregelmäßigkeiten beobachtet worden, Unerklärlichkeiten waren festgestellt, für deren Bewältigung keine bekannte Methode der Mechanik mehr genügte. Probleme ergaben sich, im Kreislauf der Sterne ebenso wie in der Bewegung der »letzten, aller direkten Wahrnehmbarkeit entrückten Atombestandteile der Körperwelt«. Um diese Probleme genau auseinanderzusetzen, müßte ich ein Gelehrter auf dem Gebiete der Physik sein, die mir fremd ist. Ich müßte Einsteins Theorie und alle ihre Folgen so genau und gründlich verstehen, wie ich sie nur ungenau und nur in losem Umriß ohne. Aber alle Gebildeten begreifen mit mir und ich begreife es mit ihnen ohne viele Mühe, daß die Bogendifferenz, die geringe Bogendifferenz von 45 Bogensekunden, um welche die Drehung der Merkurbahn im Sinne der Bahnbewegung von ihrem astronomisch errechneten Wert abwich, eine Beunruhigung der Wissenschaft sein mußte, je mehr und je stärker sein mußte, je hartnäckiger sich diese Differenz allen Aufklärungen entzog. Es muß uns Außenstehenden, denen der Zugang zur höheren Mathematik verschlossen ist, auch die Tatsache genügen, daß die neuen Berechnungen, die auf Grund des Einsteinschen Prinzips angestellt wurden, jene Differenz beseitigten, alles Unregelmäßige und alle Unerklärbarkeit zum Schwinden brachten, womit die Theorie Einsteins als die allein gültige erwiesen war.

Die Auslegung, die von den Berechnungen Knieriems ¹ abweicht, zeigt die Relativitätstheorie als das beherrschende Prinzip für die Einstellung des Feuilletonisten auf die Welt. Alle Gebildeten begreifen mit ihm. Die Drehung der Merkurbahn — unmittelbar vor einer Verwaltungsratssitzung — hätte sie beunruhigt. Seit aber im Sonnenspektrum die Farbe stagelgrün entdeckt wurde, ist alles wieder in Ordnung.

* * *

EINSTEIN IN PRAG

Wenn die Setzer auch alles setzen, die Setzmaschine will anders. Sie macht nicht alles mit, sie nicht! Aus ihrer Haltung erklärt sich der Bericht des Neuen Wiener Journals über Einsteins Auftreten in Prag, wo der Gelehrte von

1 s. Heft 349 »Nestroy und die Nachwelt«

einem deutschen Stadtrat mit Witzen über die Relativitätstheorie der Tschechen gegen die Deutschen empfangen wurde:

Professor Einstein dankte und sagte, man tue ihm zuviel Ehre an. Er sei nur ein kleiner Punkt im Raume. *Dann leitete er mit einer Violinsonate den musikalischen Teil des Abends ein — —*

* * *

PER ASPERA AD ASTRA

Hans Müller, zwischen den beiden Gipfeln seines dramatischen Schaffens: I bin a Hur!, ihrem Trutzbekenntnis zur Kärntnerstraße, und jenem anders gerichteten »Und sie bewegt sich doch!« schwankend, hat nun — doch! — zur solideren Tragik Galileis zurückgefunden, wie der Sonnenvogel, wie eine Phönix—A.G. aus der »Flamme« erstehend, sich zu den »Sternen« erhoben und damit auf ein Berliner Publikum, das ihn nicht wiedererkannte — die Wiener empfangen vielmehr die Überraschung eines Per astra ad aspera —, den größten Eindruck hervorgebracht. Wir lesen darüber einen telegraphischen Bericht, dessen neuestens wieder erhöhte Spesen, immerhin ein paar Mahlzeiten für »arme, menschliche Kreatur« ergeben hätten:

Aus Berlin, 8. d. wird uns telegraphisch gemeldet *Hans Müllers Galilei—Tragödie* »Die Sterne« wurde im Staatstheater mit einem von Akt zu Akt sich steigenden Beifall aufgenommen. Das enthusiastische Publikum nahm das geistvoll und sicher aufgebaute Drama als ein ideales Volksstück *hin*, das an alle guten und gehobenen Gefühle in der Menschenbrust appelliert und seine Aufgabe, zu erschüttern und über den grauen Alltag hinauszuhoben, mit ebensoviel Geschmack wie Klugheit erfüllt,

Hat man schon so etwas erlebt? Abgesehen davon, daß es möglich ist, daß einer mit Geschmack und Klugheit seine Aufgabe, zu erschüttern, erfüllen kann und ebenso geistvoll wie sicher an die Gefühle in der Menschenbrust zu appellieren weiß, ab Wien sofort greifbar, ereignet es sich also wirklich, daß jemand, der durch mich schon als Gestalt in die Literatur eingegangen ist und nur noch als satirischer Begriff fortlebt, ein Publikum, das gleichfalls aus lauter Geschäftsleuten besteht, zu spannen, zu ergreifen und über den grauen Alltag hinauszuhoben vermag. Und im Berliner Tageblatt, das diesem Publikum aus dem Herzen schreibt, nachdem Müller dort alle guten und gehobenen Gefühle eingepflanzt hat (was es hinnimmt), heißt es in jenem neudeutschen Telegrammstil, der in allen Fällen wo nicht telegraphiert wird anzuwenden ist, so etwa in der Umgebung von »Deutschösterreichs trostlose Finanzlage«:

Erfolg stärksten Umfangs. Hervorrufe. Hans Müller hat wie stets sein Publikum *bei der Hand*. Er ist *kein neuer Shakespeare, wie er einst genannt wurde, aber —*

Ja welches Vieh hat ihn denn einst so genannt?

* * *

EINE ÜBERRASCHUNG VON UNGEWÖHNLICHER UND, UM ES GLEICH ZU SAGEN,

SYMPATHISCHER ART

Es gibt noch solche in dieser trüben Zeit, die einem wenig zu hoffen übrigläßt. Aber während es sonst immer schlimmer kommt, als man gedacht hat, geschah ausnahmsweise einmal das Folgende:

Aus Berlin wird uns berichtet: Das Publikum des Staatstheaters erlebte am Samstag bei der Aufführung der »Sterne« eine Überraschung von ungewöhnlicher und, um es gleich zu sagen, höchst sympathischer Art. Bassermann war plötzlich erkrankt.

Doch nicht darin bestand, um es gleich zu sagen, die Annehmlichkeit. Sondern:

Ersatz war in der Eile nicht zu beschaffen, und so entschloß sich der Autor Hans Müller, die *Rolle des Galilei* zu übernehmen. Das Wagnis war um so größer, als der Dichter bis dahin niemals die Bühne betreten hatte. Aber es gelang ihm sehr gut. Vor der Aufführung teilte der Regisseur Dr. Bruck dem Publikum mit, aus welchem Grunde Müller die Rolle übernommen habe, und er bat im Namen des Verfassers um freundliche Nachsicht. Die Bitte war; *wie sich sofort zeigte*, überflüssig. Das Spiel Müllers war sicher und gewandt. Das Publikum war *gepackt* von der *sicheren* Darstellung. *Im Dichter wurde der Darsteller, im Darsteller der Dichter* wiederholt stürmisch gerufen.

Das Publikum war über den Alltag so hinausgehoben, daß es Müller nicht wiedererkannte, indem es, als sich ihm der Dichter der »Sterne« zeigte, den Darsteller, des Galilei zu sehen begehrte und als dieser hervorkam, nach dem Dichter der »Flamme« rief. Wie man sich täuschen kann. Wenn man mich damals, als Müller mir im Gerichtszimmer gegenüber saß, als Mensch zum Menschen sprach und aus Gründen der Nächstenliebe durchaus nicht zu bewegen war, seine Ehrenbeleidigungsklage aufrechtzuhalten, sondern zu jeder Ehrenerklärung bereit schien — eine Überraschung von ungewöhnlicher und, um es gleich zu sagen, höchst sympathischer Art —, wenn man mich damals, vor einem Schauspiel von geringer Standhaftigkeit, gefragt hätte, welche Rolle ich dem Dichter auf der Bühne zutrauen würde — jeden seiner Könige, hätte ich gesagt, soll er verkörpern, jeder Sänger oder fahrende Gesell mag ihm liegen, jeder Rittersmann oder Knapp, aber kein Bekenner, der vor meinem Scheiterhaufen dabeibleiben wird, daß ich ihn beleidigt habe; alles soll er spielen, nur die Galileigestalt soll er nicht spielen, hätt ich gesagt. Nie hätte ich ihm den Galilei zugetraut und nicht einmal den von Hans Müller! Ich habe ihn sprechen gehört, und wenn er auch von Lampenfieber nicht frei zwar, so gewann ich mir doch ein Urteil über seine darstellerischen Fähigkeiten und Möglichkeiten. Ein gewisses Pathos ist da, aber in den entscheidenden Momenten fehlt die Kraft, und die Aussprache ist nicht frei von einem gewissen Anklang, der zwar dem Müllerschen Vers scheinbar zustatten kommt, jedoch auf der Bühne, und namentlich auf der des ehemaligen Berliner Hoftheaters, befremden muß. Bassermanns Erkrankung ist bedauerlich. Doch wenn ich nun bedenke, daß an der Stelle, wo einst Matkowski gestanden, heute Hans Müller einen Erfolg errang, dann merke ich erst, wie sehr sich der Geschmack des Theaterpublikums gewandelt hat.

* * *

DER MEJSTRIK—PREIS

— Der Buchhändler Adolf *Mejstrik* hat testamentarisch dem Wiener Zweigverein der deutschen Schiller—Stiftung sein Vermögen mit der Bedingung hinterlassen, die Zinsen alljährlich einem oder zwei verdienten Lyrikern zuzuwenden; »denn für Dramatiker ist doch teilweise gesorgt, die Lyriker aber erhalten von keiner Seite auch nur die geringste Aufmunterung«.

Von meiner gewiß nicht. (Ohne daß ich jedoch für die Dramatiker sorgen würde.)

Der Vorstand des genannten Zweigvereines hat einstimmig beschlossen, die für 1921 entfallenden Zinsen dem *Dichter* Franz Karl *Ginzkey* in der Höhe von 2000 K zu widmen.

Ah das ist der, der über den Russentod in den masurischen Sümpfen ein munteres Gedicht gemacht hat, während die Gräfin Taaffe ein Kinderspielzeug daraus machte. Der Unterschied ist, daß das Gedicht sprechen kann; es sagt: Glück—gluck.

Bewerbungen um den *Mejstrik—Preis* finden nicht statt. —

Das ist recht so und es bleibt ausschließlich dem Vorstand des Wiener Zweigvereins überlassen, zu entscheiden, wer ein Lyriker ist und als solcher aufzumuntern. Wenn der Vorstand des Wiener Zweigvereins in diesem Jahre an *Ginzkey* gedacht hat, so ist zu hoffen, daß der Vorstand des Wiener *Ginzkeyvereins* im nächsten Jahr — na der Leser soll auch was zu tun haben. Aber was ich sagen wollte, der *Mejstrik—Preis*; das war bisher derjenige, den die Lyriker erzielt haben, wenn sie die ihnen zugesandten Rezensionsexemplare ihrer Mitstrebenen verkitscht, sie also zu eben dem gemacht haben, was sie schon waren. Aber schließlich sind 2000 K heute auch nicht viel, so viel kostet jetzt bei Heller die neue Lyrik, für die man einst »antiquarisch« bei *Mejstrik* eine kleine Aufmunterung bekam.

* * *

WAS NÜTZEN IHM DIE TAUSENDKRONENNOTEN?

[*Bernard Shaws »Riesenvermögen von Tausendkronennoten«.*] Aus *Budapest* wird uns berichtet: *Bernard Shaw* richtete an seinen *Budapester* Rechtsanwalt *Emil Szalay* ein Schreiben, in welchem es heißt: »Die Bank hat mich von allen Ihrerseits zu meinen Gunsten erfolgten Einzahlungen verständigt. Wie könnte ich zu meinem Gelde gelangen? Sie schreibt, daß zwischen England und Ungarn ein Clearingverkehr eingeführt werden wird. Ich habe bisher davon nichts gehört. Zu meinem Unglück sind die Summen, die ich aus den Ländern der ehemaligen Zentralmächte erhalte, bloß platonische Werte. Eine Bank verständigte mich ganz ernst, sie hätte zu meinen Gunsten 1083 Kronen erlegt, und ich bin bemüht, diesen Betrag mit 15 Schilling zu buchen. Doch muß ich davon 4 Schilling 6 Pence für die von der Regierung bemessene Einkommensteuer bezahlen. Ich habe ein *Riesenvermögen in Tausendkronennoten*, doch was nützen sie mir? Gibt es keine ungarischen Industrieaktien oder Kommunalobligationen, in welchen ich meine Tausendkronennoten investieren könnte? Was meine neuen Stücke betrifft, so werde ich sie binnen kurzem — — Jedes spielt

in einer anderen Epoche der Geschichte der Menschheit. Der Schauplatz des ersten ist das Paradies, die Zeit des letzten das Jahr 31980 nach Christus. Ich zweifle, daß sich auf der ganzen Welt ein Theaterunternehmen *mit geschäftlichem Sinn* findet, welches das Ganze oder auch nur ein Stück davon zu bringen wagt — — die Newyorker Vorstellungen — — *tragen mir allabendlich zweihundert Schilling* ein. Bezüglich der Wiener Vorstellungen verfüge ich noch über keine Daten, doch teilt mir *der deutsche Übersetzer* des Stückes mit, daß es im Burgtheater einen großen Erfolg hatte.

Gewiß wird sich nicht leicht auf der ganzen Welt ein Theaterunternehmen finden, dessen geschäftlicher Sinn an den eines Kultursatirikers heranreicht, der so menschheitlich denkt, daß er den finanziellen Bankrott der Feinländer als sein eigenes Unglück empfindet. Herr Shaw, dessen Budapester Advokat gewiß seine Intentionen erraten hat, als er der Neuen Freien Presse seinen Geschäftsbrief zur Verfügung stellte, und der die Entwertung seiner Tausendkronennoten mit den Gefühlen des hiesigen Mittelstands durchmacht, hat offenbar erwartet, daß ihm die Wiener und Budapester Theater seine Tantiemen in so viel Schillingen auszahlen werden, als er Kronen zu erhalten hat. Aber er sollte doch nicht übersehen, daß seine Werke hier nicht englisch, sondern nur in einer Übersetzung gespielt werden, die von Trebitsch ist. (Und die vielleicht von Hatvany ins Ungarische übertragen wird.) Wenn Herr Shaw ein Riesenvermögen in Tausendkronennoten hat und fragt, was sie ihm nützen, so läßt sich ihm nur der Rat geben, auf die Aufführung seiner Stücke in Sprachen, die so wenig einträglich sind, künftig zu verzichten und das schon angesammelte Riesenvermögen, welches brach liegen muß, seinen Landsleuten von der Gesellschaft der Freunde abzutreten, die sich für die Wiener Kinder interessieren, deren Unglück durch das des Herrn Shaw wesentlich gelindert werden könnte. Denn wenn man schon nicht ihm, so würden doch diesen die vielen Tausendkronennoten nützen, und wie sagt doch Shaw: »Geld hat keinen Wert für den, der mehr als genug davon hat, und die Weisheit, mit der er es ausgibt, ist die einzige soziale Rechtfertigung dafür, daß man es in seinem Besitz läßt.« Wie immer aber die Frage entschieden werden möge, und wem denn sein muß, daß beim Weltuntergang alle Theater geöffnet sind und je mehr das Leben schwindet, umso mehr die Kunstrubrik, die gemeinste von allen, anschwillt, so soll man uns wenigstens mit den Geschäftssorgen der Literaten verschonen. Können sie sich nicht entschließen, den Weltkrieg aus einer andern Perspektive zu betrachten, so müssen sie sich eben damit abfinden, daß sein Ausgang zwar Herrn Shaw in Österreich nur Kronen abwirft, daß aber dafür die Wiener Librettisten in New—York mit Dollars aufgewogen werden. Dieser Shaw hat einmal einen Ausspruch getan, mit dem er schon zu der sittlichen Höhe der Betrachtung strebte, die er in dem Brief an seinen Budapester Advokaten erreicht hat: daß »die beste Komödie, die Oscar Wilde geschrieben hat, 'De profundis'« sei. Sicher ist, daß ihre Kapitalisierung ihm nicht das Gemüt verdüstert hat! Ich will einen Kulturphilosophen, der von »platonischen Werten« wie ein Börseaner spricht, aber die Zahl 31980 dennoch nur als Jahreszahl und nicht wie man auf den ersten Blick vermutet im Zusammenhang mit Tantiemen und Valuten gebraucht, nicht ausschließlich nach diesem Dokument, wiewohl es schon sein Geld wert ist, beurteilen, es ist eine lange Weile her, daß ich ein Stück von ihm gelesen habe, und ich möchte ihn nicht mit den Vertretern des Wiener Geisteslebens in einem Atem nennen, den es mir da verschlägt. Aber er scheint mit Neid zu spüren, welches Glück es ist, in einem besieigten Staat zu leben und keinen Geist zu haben. Sie er-

zeugen ja den einzigen Artikel, in dem Österreich nicht nur exportfähig, sondern hors concours ist, den die ganze Welt haben will und für den die besten Valuten hereinkommen: den Blödsinn.

* * *

DER DEUTSCHE HEILAND UND DER TSCHECOSLOWAKISCHE WECHSLER

[Die Rache des gemäßregelten Valutenhändlers.] Der Geldwechsler Wenzel Tschörner, gegen den wegen seiner unerlaubten Valutageschäfte bereits einigemale gerichtliche Schritte unternommen worden waren, überfiel gestern vormittag den Vorstand der Innsbrucker Filiale der Österreichisch—ungarischen Bank Karl Emmerich *Hirt* (den bekannten Tiroler Schriftsteller), in dem er den Urheber der über ihn verhängten Gewerbeentziehung vermutete, und versuchte ihn tötlich zu insultieren. Durch das Einschreiten mehrerer Passanten und die energische Gegenwehr des Angegriffenen wurde Tschörner, der nach der Tschecho—Slowakei zuständig ist, an weiteren Insulten verhindert.

Aber keine Idee! Dieser Tschörner hat wahrscheinlich Kriegsanleihe und hat in jenem *Hirt*, der einen Aufruf, sie zu erwerben, verfaßt hatte, den Urheber seines Ruins vermutet. Oder, was auch möglich ist, Tschörner hat in *Hirt* den Urheber so vieler schlechter Gedichte vermutet. Oder vielleicht hat eine Verbindung beider Motive, der ökonomischen und der ästhetischen Unzufriedenheit, so stark in ihm gewirkt, und er hat in *Hirt* einen Kriegslyriker vermutet. Oder es hat ihn am Ende die in den Innsbrucker Schaufenstern ausgestellte Ansichtskarte einer Männerschönheit (Büste) so erregt und er hat in *Hirt* das Modell vermutet. Sollte aber der deutsche Heiland wirklich das Verdienst um die durch sein literarisches Schaffen heruntergekommene volkswirtschaftliche Moral haben, daß er einen Händler und Wechselr, der nach der Tschecho—Slowakei zuständig ist, aus dem Tempel trieb, so wären die Reprasialien, die sich auf der Innsbrucker Straße zugetragen haben, gewiß zu tadeln. *Hirt* kann von Glück sagen, daß die Innsbrucker Bürger weitere Insulten verhindert und sich seiner gegen einen Desperado angenommen haben, der überdies nach der Tschecho—Slowakei zuständig ist. Es waren dieselben Innsbrucker Bürger, die gegen mich losgehen wollten, als *Hirt* einen flammenden Aufruf erließ und ich in ihm den Urheber des über mich verhängten Vortragsverbotes vermutete. Durch die energische Gegenwehr des Angegriffenen wurde *Hirt* an weiteren Insulten verhindert und heute soll die Angelegenheit so weit gediehen sein, daß ich unbehelligt die Innsbrucker Vorlesung abhalten könnte, weil *Hirt*, der in mir den Urheber des Heftes »Innsbruck« vermutet, sich mit christlicher Nächstenliebe an mir gerächt und mir verziehen hat.

* * *

DIE GRÜSSER

Es häufen sich die Fälle, daß Individuen behaupten, daß sie mich »persönlich kennen« und indem sie ihr Ansehen bei den Leuten, denen sie's erzählen, zu heben suchen, das meine herabsetzen. Denn was sollen diese noch von mir halten, wenn ich jene persönlich kenne? Sie selbst würden doch, wenns wahr wäre, allen Respekt vor mir verlieren. Weil sie diesen aber nicht haben, und es ihnen eben nur darauf ankommt, mit einem Gott seis geklagt berühm-

ten Menschen persönlich bekannt zu sein, welchem Zweck der Fritz Werner besser entgegenkommen würde, so pflegen sie, um aller Welt und speziell ihren Begleitern den Beweis der persönlichen Bekanntschaft zu liefern, auf offener, infolgedessen von mir immer mehr gemiedener Straße in zudringlicher Weise zu grüßen, wobei meine Kurzsichtigkeit nicht als Gegenbeweis, sondern nur als Entschuldigung meiner Unhöflichkeit in Betracht kommt. Selbst solche, die mich verachten und wenn sie mir allein begegnen, wegsehen würden, grüßen vertraut, sobald noch ein Zweiter, dem sie mit solcher Legitimation aufwarten wollen, mit ihnen geht. Sie wären natürlich ganz ebenso imstande, wenn sie mich wirklich kennten, bloß zu grüßen, wenn wir uns zeugenlos begegnen, und aus Furcht vor irgendeiner sozialen Vergeltung wegzusehen, sobald einer dabei ist. Dann kommt es wieder vor, daß Leute, die mich nicht persönlich kennen, in einem Lokal, zu dessen Besuch mich das Leben zwingt, nachdem sie sich beim Kellner erkundigt haben, ob ich es wirklich sei, förmliche Purzelbäume vor mir schlagen, aber nicht etwa aus jener Verehrung, die ich verabscheue, sondern nur um sich selbst zu beweisen, daß sie mich persönlich kennen. Auch sie müssen unbedankt von hinnen ziehn. Der hauptsächlichste Grund, warum ich nicht mehr ins Theater gehe — wichtiger noch als Selbstbewahrung vor schauspielerischer Impotenz und als die Furcht, am Abend vor der Arbeit schläfrig zu werden —, ist das Bedenken, mit so vielen Leuten, die ich nicht persönlich kenne, ins Theater zu gehen. Denn nicht nur, daß der Sitznachbar, feige die Gelegenheit vollkommenster Wehrlosigkeit — Sperrsitze! — erhaschend, plötzlich zu grüßen beginnt; selbst wenn er's nicht tut, glaubt jeder — und keines Wieners Phantasie reicht aus, sich die Sitznachbarschaft als Zufall vorzustellen —, der X. sei mit mir im Theater gewesen, was ihm entweder nützt oder schadet. Vor zwanzig Jahren hatte einer der wenigen anständigen Menschen der hiesigen Literatur das Pech, im Burgtheater neben mir zu sitzen; ich bat ihn, mit mir nicht zu sprechen, da die Kritik, im Mittelgang es bemerken und ihm nach dem Leben trachten würde. Es geschah; denn, hieß es, der J. J. David sei »mit ihm ins Theater gegangen«. Die Wiener Personalnachricht war lange Zeit hindurch — neben Schönflug — der tiefste Ausdruck dieses Lebens, das die falsche Perspektive des Zufalls zum Gesetz erhebt. Im Hotel zum König von Ungarn sind zum Beispiel gestern der Kommerzialrat Goldberger *und* die Gräfin Andrassy aus Budapest abgestiegen. Da bin ich vorsichtig. Muß ich einmal über die Straße, so sehe ich mich ganz genau um, wie der Mensch aussieht, neben dem ich zufällig gehe, denn die Leute zeigen mit Fingern auf einen, da können Ungenauigkeiten unterlaufen und ich will nicht, daß es immer wieder heißt, ich hätte einen Vollbart. Ein verstorbener Privatkauz, der mehr Witz hatte, als ein Haufen von Wiener Librettisten, tröstete eine Dame, die sich über üble Nachrede beklagte, mit der Unabänderlichkeit dieses Wiener Verhängnisses: gehe er mit einer Frau auf der Ringstraße, so heiße es, er habe ein Verhältnis; gehe er mit einem Herrn auf der Ringstraße, so heiße es, er sei homosexuell; gehe er, um all dem zu entgehen, allein auf der Ringstraße, so heiße es, er sei ein Onanist. Aber das Letztere wird niemandem in Wien nachgesagt werden, da doch immer eine Frau oder ein Mann in der Nähe ist, »mit« denen man gesehen wird. Das Publikum verblödet von Jahr zu Jahr und weil dieser Stadt das eigentliche Lebensmittel, die Ehre, längst vor allen andern ausgegangen ist und der schäbige Rest noch ans Ausland, von dem nichts hereinkommt, weggeworfen wurde, so ist das alles möglich. Ein Gang durch sie, nämlich durch die allerwertloseste, die innere, der Anblick dieser Graben— und Galgenbrut würde mir vor Ekel die Kehle würgen. Ich arbeite, vermutlich als einziger Mensch in Wien, wie eh und je die Nacht durch, oft bis in den Vormittag hinein, schlafe

bis zum Abend und sehe jahraus jahrein kaum mehr als drei, vier Menschen in dieser Stadt. Irgendwie erfahre ich aber doch, daß ich »einflußreiche Beziehungen habe«, daß ich auf der Redoute war, daß ich eine Premiere mitgemacht habe, daß ich verheiratet bin, daß ich Damen zum »Tee« lade, daß ich mit dem Müller einmal intim war und daß sich nur, weil ich ihn einmal mit der Meier gesehen habe, das Blatt gewendet hat, daß mich der und jener persönlich kennt, also einen Umgang zu haben behauptet, den ich von ihm nehme. Ich muß nachdrücklich drauf aus sein, solche Zumutungen abzulehnen, weil sonst die notgedrungene Abweisung eines Verkehrs mit manchem Würdigen grausame Ungerechtigkeit wäre. Ein für allemal bitte ich zu glauben, daß mich jene schlecht kennen, die da glauben, sie kennten mich gut, und die, dies ihnen glauben, nicht besser. Es ist jede solche Angabe erstunken und erlogen und ich ermächtige jeden, jeden der sie vorbringt, für einen Schwindler zu halten und ihm zu sagen, daß er mit der Fackel ausschließlich den Zusammenhang dieser einzigen Stelle habe, die sich ganz ausdrücklich auf ihn, gerade auf ihn und nur auf ihn bezieht. Damit hoffe ich dem Grüßerpack, das mit fremdem Ruhm schachert und mit einem, der mir so hassenswert dünkt wie jeder seiner Parasiten, das Handwerk gelegt zu haben. Denn wenn es eine Eigenschaft gibt, für die ich noch lange nicht berühmt genug bin, so ist es die meines Gedächtnisses, das nicht den Schatten des kleinsten Eindrucks seit meinem zweiten Lebensjahr, kein Geräusch, keinen Namen, keine Nase, keinen Schritt verloren hat und sich an jeden, den ich nicht kenne, ganz genau erinnert und ferner ebenso genau zu unterscheiden weiß zwischen solchen, die ich nicht kenne, weil ich nicht wollte, und jenen, die ich nicht kenne, weil ich nicht will.

* * *

SIE REGNET

... denn jeder dritte Wagen bleibt irgendwo stecken, eine stumme Illustration der berühmten Worte: »Hier stehe ich, ich kann nicht anders u. s. f.« ...

Sagt die Reichspost, bekanntlich eine der feinsten Humoristinnen, über den Wiener Autobus, nicht wissend was sie tut, wiewohl sie jedenfalls einen Pik auf Luther hat, weil er zu Worms nicht widerrufen hat, Gott helfe ihr, Amen. Wenn sie den Autobus, den sie für eine »marxistische Erfindung« hält, nicht verleumdet, so würde er die Eigenschaft, nicht anders als stehen zu können, mehr noch als mit Luther mit einer in rasendem Lauf befindlichen Figur ihres Zeichners Schönflug teilen. Viel delikater ist sie, wenn sichs um jene theologische Persönlichkeit handelt, mit der Luther einmal eine Begegnung hatte, die man sich mit einem Redakteur welcher Konfession immer zu haben wünscht; da sagt sie nur, einer hätte ausgerufen, es möge einen andern der... holen, während doch die Neue Freie Presse dem Beruf, der ihr am meisten wider den Strich geht, wenigstens das H läßt. Übrigens brauchen die Protestanten, wegen des Vergleichs, für den Luther herhalten muß, nicht böse zu sein. Die Bildung der Reichspost, die nur eine Lücke umfaßt, hat zum Beispiel auch für einen gewissen Thomas von »Aquini« Raum. Und selbst die Ungläubigen haben sich damit abgefunden, daß sie einmal von »Lassalles kommunistischem Manifest« gesprochen hat, welches somit vielleicht das einzige Werk ist, das sie für keine marxistische Erfindung hält. Mein Gott, man muß zufrieden sein, wenn die Reichspost »Schinken« als Maskulinum, »Butter« als Femininum und insbesondere »Gas« als Neutrum erkennt. Dagegen bin ich nicht sicher, ob ihre Schriftleiter gegebenenfalls nicht die Wendung gebrauchen

würden: »Ah, sie regnet!« Aber natürlich nicht aus Unbildung, sondern nur aus Humor. Während zum Beispiel mich die Vorstellung, auf einem Kontinent leben zu müssen, wo es die Reichspost gibt, trübsinnig macht.

* * *

LESESTÜCK

In einer Nummer der 'Staatswehr', die mit übertriebener Hervorhebung gerade diese als »Hochverrats—Nummer« bezeichnet und deren publizistische Existenz das, was republikanische Staatsanwälte ertragen und sozialistische Setzer erzeugen, schlechthin zum Wunder macht, steht nach Hoffnungen und Entwürfen, für die umgekehrten Falles die Monarchie nicht genug Kerker und Galgen gehabt hätte, nach einem »Offenen Brief an alle schwarzgelben Legitimisten in den habsburgischen Kronländern Böhmen, Mähren und Schlesien und in den slowakischen Komitaten der heiligen ungarischen Stephanskrone«, nach Phantasien auf das Motiv von den Terrorakten einer »sich zum Diktator emporgeschwungenen« Partei, nach der Beschreibung einer Kaiserin Zita—Weihnachtsbescherung, bei der die Volkshymne, die andere, gesungen wurde, und Oberleutnant Drahovzal mit einer vergleichenden Darstellung aus dem altgermanischen Kampf des Winters mit dem Frühling folgte — und fand derselbe für seine darangeknüpften Reflexionen des Kampfes des Legitimitäts — und Autoritätsprinzips mit dem heute herrschenden republikanischen Chaos reichlichen Beifall — das folgende Lesestück.

»MEIN HERR IST IN PRANGINS.« Am Weihnachtsabend pochte es an unsere Wohnungstür — schreibt ein Leser unseres Blattes — und als mein Sohn öffnete, stand ein Invalide in vergilbtem Feldgrau vor ihm; salutierend bat er um eine Unterstützung. Mein Sohn rief mich; ich schritt an die Wohnungstür: Ein sich stramm aufrichtender, dekoriertes Soldat mit abgehärmtem Gesichte und rechtem Armstumpfe wiederholte salutierend seine Bitte. Auf meine Frage: Wo er Im Kriege diente, wer sein Korpskommandant im August 1914 war, welche Gefechte er mitgemacht hatte, antwortete er prompt und zutreffend, und als ich ihn noch fragte: Wozu und für wen er sich so tapfer schlug,

fürwahr, eine recht berechnete Frage —

erwiderte er als *schier* selbstverständlich: »Für meinen Herrn!« »Nun, wo ist denn Ihr Herr?« fragte ich ihn noch. »Mein Herr? — Mein Herr ist in Prangins! ¹« Daß ich mich da nicht zurückhalten konnte, ihm die treue Hand zu schütteln, an meinen Abendtisch zu rufen, wo wir in Gesellschaft meiner Frau und meiner Kinder Kriegserinnerungen austauschten, brauche ich nicht erst besonders zu sagen. Aber sagen will ich noch: Es waren meine schönsten Weihnachten, mein Herz — und meine Seele erhebendster Christabend, der Abend mit meinem ehrlichen, treuherzigen Kriegskameraden am Tische unter dem Christbaum. Fortab ist er, der wackere Kriegsinvalid, mein Vertrauensmann, *und habe ich* ihn als Schaffner auf dem Landgute eines meiner glücklicheren Freunde untergebracht.

Der arme Teufel, ein Deserteur aus der Fibel in die Wirklichkeit, hat noch den linken Arm, um zu salutieren. Wie müßte er aussehen, um seinen

1 Prangins am Genfer See - der Aufenthaltsort Karls I. 1920

Herrn in Prangins statt nach Schönbrunn dorthin zu wünschen, wo der Pfeffer wächst.

* * *

ZU PFINGSTEN

Im Briefkasten der Staatswehr findet sich neben einer Hoffnung:

Lynch, Graz. Gewiß wird es so weit kommen müssen; anders ist unsere Menschheit nicht zu retten.

eine Gewißheit:

Baronin L. N., Salzburg. Da Ostern heuer sehr früh fällt, dürfte der von uns bereits angekündigte Einzug Kaiser Karl I. in Österreich erst zu Pfingsten d. J. stattfinden.

Das wird ja ein liebliches Fest werden! Wenn sichs nicht doch wieder auf Weihnachten hinauszieht. Kein Wunder, daß die Abonnenten ungeduldig werden, denen die 'Staatswehr' die Nachlieferung der Dynastie versprochen hat. Aber wir, die keinen Richter nicht brauchen, werden auch noch lernen, auf den Richter Lynch zu warten.

* * *

WORIN SIE SICH OFFENBAREN MUSS

Ich rede hier von dem üblen Judentum, das als notwendige Gegenwehr immer wieder den Antisemitismus hervorrufen muß, von denjenigen, die sich anmaßen, an der Spitze des deutschen Volkes zu stehen und von deutscher Kunst zu reden, ohne zu wissen, welche hohe Würde der deutschen Kunst zukommt *und daß sie sich offenbaren muß nicht so sehr in der Technik als in der Wahl der Stoffe für die Kunstwerke.*

Wenn ich bedenke, daß unter jenen, die es also wissen, worin sich die deutsche Kunst offenbaren muß, und die gleichfalls an der Spitze des deutschen Volkes stehen, der Herr Seipel noch einer der Gebildetsten ist, dann möchte ich mich nicht an das deutsche Volk, sondern viel lieber an das senegalische anschließen, bei dem solche Dinge ganz bestimmt nicht möglich sind.

* * *

BERICHTIGUNG EINES SINNSTÖRENDEN DRUCKFEHLERS

In unsre gestrige Besprechung der Aufführung des »Reigen« in den Kammerspielen hat sich ein *sinnstörender* Druckfehler eingeschlichen. Es soll dort heißen: Und zu diesen *Naturgefühlen* gehört es, daß der Akt, der den Gipfelpunkt sämtlicher Akte des »Reigen« bildet, *im Geheimen* abgetan wird. Es gibt ein *einziges Lebewesen*, das sich an *dieses Naturgebot* nicht hält: *der der Natur entfremdete, degenerierte, rasseloze Straßenkötter.*

Der Gedanke hat die Berichtigung gelohnt. Denn es ist doch klar, daß die jetzt von der geistvollen Gemeindesteuer betroffenen Rassehunde es im Geheimen abtun und zwar nicht nur, weil das die Herrschaft so veranstaltet, sondern weil sie ein Schamgefühl haben. Keinem Dobermann würde es einfallen, wenn er schon überhaupt so ein widernatürliches Gelüste hat, es vor Leu-

ten zu betätigen. Denn es *ist* widernatürlich. Tuts ja doch nur der »der Natur entfremdete«, degenerierte, rasselose Straßenköter. Es ist gut, daß das richtiggestellt ist. Die Setzmaschine hatte sich zuerst geweigert und die Stelle verhoben, aber nun mußte sie klein begeben. Die besseren Hunde, die das 8—Uhr—Blatt lesen, werden bestätigen können, daß es so ist und daß sie sich nicht von ihren Herren beschämen lassen, die doch auch nicht gleich in den Animierlokalen sich dem widernatürlichen Trieb, auf dem wie alles in der Welt leider auch das Inseratengeschäft beruht, hingeben. Der Text ist rein. Ein Druckfehler hatte sich, um den Sinn zu stören, eingeschlichen, aber nun ist er draußen. Das Naturgebot verlangt nicht die Begattung, sondern deren Diskretion. Das einzige Lebewesen, das sich an dieses Naturgebot nicht hält, ist der Straßenköter, dieser Proletarier der Natur, und für den hat das 8—Uhr—Blatt so wenig übrig wie für die Proletarier aller Länder. Er ist nicht nur der Auswurf unter den Hunden, sondern unter den Tieren überhaupt. Möge er, ob er vergnügt oder mißvergnügt ist, auf die Straße gehn. Die andern Lebewesen, alle, haben noch ein Schamgefühl und lassen die Öffentlichkeit nicht in ihr Privatleben hineinsehen. Selbst die Fliegen machens im Zimmer ab, und die Löwen ziehen sich bekanntlich bis in die Wüste zurück, um den Schiebern das Ärgernis zu ersparen. Nur mit Überwindung aller Naturgefühle, die sie im Tabarin befestigt haben, wohnen diese den Aufführungen des »Reigen« bei, von dessen Duldung der Kritiker der Reichspost eine Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten befürchtet und dessen Besprechung Wien von allen Seiten auf einem geistigen Niveau gezeigt hat daß kein Hund so länger leben möchte.

* * *

DIE TOTE

Bis jetzt wurden fünf Tote geborgen, und zwar der Fabrikant Ludwig Altschul, Wien, 4. Bezirk, Karlsplatz 3, der siebenjährige Sohn des früheren Bahnerhaltungsvorstandes in Wien, Wenger, Staatsbahnrat Robert Hackl, *eine Frauensperson* und ein italienischer Chauffeur aus Villach, welche noch nicht agnosziert sind ...

Dem Polizistenjargon, der sich bei Durchsuchungen in Stundenhotels betätigt, ist die Bezeichnung endlich abgewöhnt worden, und er muß sich dazu bequemen, eine Frau selbst dann als Frau anzuerkennen, wenn sie von ihrer Eigenschaft, eine zu sein, Gebrauch gemacht hat. Der Journalistenjargon kehrt bei Durchsuchung eines Leichenfelds zur altösterreichischen Terminologie zurück. Der unsägliche Jammer von Felixdorf, der wie die letzte Strafe der Natur an einem heillosen Staat anmutet, der von der niedrigsten Stufe zivilisatorischer Einrichtungen noch in den Abgrund eines Weltkriegs taumeln mußte, läßt doch das Lichtbild einer Kompagnie schauen, die obenauf bleibt. Die Geretteten, die den Sterbenden nicht Platz machen wollten, die Lebenden, die die Toten beraubt haben, und die Schreibenden, die einen verstümmelten Leichnam als Frauensperson agnoszieren.

Aus der Sudelküche

Die Menschheit kann an jedem Tage und vor jeder Zeile sehen, daß sie verloren ist, wenn sie sich dem Journalismus ausliefert, und sie will doch nicht anders. Jedes Wort, das er, spricht, ist Lüge, jeder Atemzug, den er tut, das todsichere Verderben. Die vollkommene Wurstigkeit, mit der er den Ereignissen gegenübersteht, wohl wissend, daß sie ohne ihn keine wären, drückt sich in der Aufschrift aus, die ein Berliner Blatt über ein Telegramm setzt:

Mordanklage gegen Erzherzog Stephan Friedrich

Wie in Wiener politischen Kreisen verlautet, hat die Budapester Staatsanwaltschaft beschlossen, auf Grund der gepflogenen Erhebungen gegen *Stephan Friedrich* die Anklage wegen Anstiftung zur Ermordung des Grafen Tisza zu erheben. Friedrich war *der erste bürgerliche Ministerpräsident* nach der Beseitigung des Regimes Bela Kuns.

Was der schwere, verantwortungsvolle Beruf, über den sie immer wieder seufzen, den sie aber doch niemand zwang statt jenes, den sie verfehlt haben, zu ergreifen, mit einem telegraphierten Sachverhalt anstellen kann, ist da mit einem Federzug bewiesen. Verbrecherische Irreführung und Störung ernster Männer in der Erfüllung schwerer Berufspflicht durch sie selbst. Man kann noch vom Glück sagen, daß es mit der Mordanklage gegen irgendeinen Erzherzog Stephan Friedrich nur deshalb nicht stimmt, weil sie leider nicht erhoben wird. Die Weltgeschichte läuft nun einmal so, doch sie verläuft ganz gewiß letal, solange man sich nicht zur Anklage gegen die eigentlichen Mörder aller Wahrheit, aller Vorstellung und eben darum auch allen Lebens entschließt. Nicht durch die parteipolitische Verpflichtung zur Lüge, zur täglichen Entstellung, zur Herabsetzung derselben Taten, die dem eigenen Schmutzbezirk zur Zierde gereichen — es wäre das geringere, leichter überblickbare Übel —, sondern durch prinzipielle Ehrlosigkeit sündigt diese Profession am geistigen und materiellen Wohl der Welt, und sie lebt sich und tobt sich in dem Mißverhältnis zwischen der völligen, durch kein Strafgesetz einzudämmenden Verantwortungslosigkeit inferiorer Charaktere und miserabler Intelligenzen und der Zaubermacht des gedruckten Wortes aus, in dem von sich selbst zuerkannten Verfügungsrecht, das die grauenhafte Eigentümlichkeit bewährt, den Benutzer durch den Gebrauch noch niedriger zu machen und so das Mißverhältnis noch mehr zu steigern. Aber geschieht denn einer wollenden Menschheit, die nicht einmal ihr Untergang, das Fazit aus dem Kriegswerk dieser Tintenbuben, zur Änderung des Zustands bestimmen kann, die sich zur Zerschlagung von Thronen, aber nicht von Redaktionssesseln aufraffen konnte, Unrecht? Was der Journalismus vermag, erlebe ich, dessen geringfügige Welt doch weitab von seiner verderblichen Neugierde aufgerichtet ist, an den spärlichen Gelegenheiten, wo er sich herbeiläßt, meinen Namen oder meine Sache in die Fänge seines eklen Mechanismus zu zerren. Da kann man Gift drauf nehmen, daß eine Lüge herauskommt. Doch will ich ihm mit den dürftigen Mitteln, die das Gesetz gewährt, die Lust dazu nehmen, in seiner Überzeugung, daß ich nicht auf der Welt bin, nachzulassen.

Was haben diese Zeitungen nicht über einen Prozeß zusammengelogen, den ich anzustrengen gezwungen war, weil eben in dieser unwahrscheinlichsten aller Sphären die Behauptung Platz finden konnte, von dem Ertrag der

Grabrede für Peter Altenberg sei etwas in meine Tasche geflossen. Die Tollheit des Anwurfs, nur aus dem Wahnwitz einer alle Besinnung verkürzenden Profession erklärlich, wird natürlich von einer Berichterstattung begleitet, die die Erfindung für zuverlässiger hält als den Bericht. Einer dieser Schöpfer, der noch nie davon gehört hat, daß der Angeklagte die Wahrheit seiner Behauptung und nicht der Kläger deren Unwahrheit zu beweisen habe, meldet allen Ernstes, »bei der ersten Verhandlung« hätte ich, offenbar vom Gericht zur Rechenschaft gezogen, »den Beweis angetreten«, daß der Ertrag wohltätigen Zwecken zugeflossen sei. (Wenn dafür ein Angeklagter, was er muß um nicht verurteilt zu werden, Beweisanträge stellt, so heißt es, der Prozeß »hat eine interessante Wendung genommen«.) Es hilft nichts, als systematisch mit dem einzigen Strafparagrafen, vor dem diese Romantiker noch halbwegs Respekt haben, weil seine Übertretung leicht zu fassen ist und schweres Geld kostet, mit dem armseligen § 19 sie zu der Einsicht zu bringen, daß Totschweigen allerwegen noch am besten gegen mich schützt. Ist es etwa nicht sicherer, so zu tun, als erschiene die Fackel nicht, als zu behaupten, sie erscheine seit einer »Dekade«? Gerade wenn eine Wiener Zeitung nicht weiß, seit wann die Fackel erscheint, und eine Dekade, die sie doch zu spüren bekommen hat, ihr aberkennt, sollte man verlangen dürfen, daß sie sich über diesen Punkt ausschweige. Tut sie's nicht, so muß sie dafür das folgende tun:

»Die Ichzeitung«

Wir erhalten nachstehende Zuschrift:

An den verantwortlichen Redakteur der »Wiener Mittags—Zeitung«

Wien, I.

Mit Berufung auf den § 19 des Preßgesetzes fordern wir Sie auf, die nachfolgende Berichtigung des in Nr. 9 der »Wiener Mittags—Zeitung« vom 18. Jänner 1921 erschienenen Artikels »Die Ichzeitung« in der dem Gesetz entsprechenden Weise aufzunehmen.

Sie schreiben: »Vor über zwanzig Jahren erschien »Die Zukunft« Maximilian Hardens, vor über zehn Jahren »Die Fackel« Karl Kraus' in Wien. In jeder der letzten Dekaden hat ein in die Künstlerschaft hineingewachsener Publizist seinem Jahrgangsgeschlecht die große »Ichzeitung« zu geben gesucht ... « Es ist un- wahr, daß »Die Fackel« Karl Kraus' »vor über zehn Jahren erschi- en«. Wahr ist vielmehr, daß »Die Fackel« Karl Kraus' am 1. April 1899, also vor mehr als einundzwanzig Jahren erschienen ist.

Verlag »Die Fackel«

Der Fall ist nicht so ephemer, so »vor über«, wie er aussieht. Es ist gar kein Zweifel, daß der Autor des Artikels, Müller (Robert), einer der dynamischsten Nichtskönner der neueren Literatur, einfach deshalb mit der Zeitgeschichte so verfuhr, weil er die »Dekade« gebraucht hat, um zur lebendigen Gegenwart des Herrn Flake zu finden. So arbeitet der Journalismus, er muß nicht erst in die Künstlerschaft hineinwachsen, er ist schon drin; er stellt einfach seine Schöpfung hin, der natürlich eine Bestreitung der äußeren Wahr- heit nichts anhaben kann.

Oder es ist eines jener Tinterl an der Tour, die seit Jahr und Tag davon leben, mir meinen Stil zum Scheuel und Greuel zu machen; plötzlich, es nicht länger tragend, rächt es sich dafür, daß es keinen hat, und »faßt« mich »auf«. Psychoanalytisch natürlich, »Selbsthaß des Juden«, »Vaterverleugnung« und

so Ingredienzen aus der Sudelküche des neuen Literatentums, das den eigenen Defekt für einen Rebbach hält und ihn an dem durchschaut, der ihn nicht hat, im Kompensationsverfahren, zu dem eine Wissenschaft Mut macht, beobachterisch und mit allen Finten und Tinten versorgt, aus sich selbst das Schmalz und von mir die Antithese, gottwielalentvoll, mit allen dreimal gewendeten Gemeinheiten einer Milieukonstruktion, zu der das psychologische Schlieferltum berechtigt, wie sich eben so etwas nicht vorstellen kann, daß ich anders als aus seinem Schleim erschaffen sein könne, darauf bauend, daß mein Taschentuch am Ende nicht groß genug sein werde, um alle Judennasen zu schneuzen, und wenn doch, daß der Spektakel eine Mezzie sei. Ein Schmierblatt — nämlich eines, das ich speziell so nennen würde, wenn ich nicht alle dafür hielte — »bringts« und rühmt, daß ich hier als jüdischer Geistestypus »geschaut« und »zum erstenmal in meinem unheilvollen Einfluß auf die junge Generation beschrieben« werde, wahrscheinlich auf jene, die mir als Gefolgschaft zu erhalten, das Ziel meines verzehrenden Ehrgeizes ist. Denn die andere besteht doch nur aus Leuten, die trotz meinem Einfluß reine Menschen geblieben oder geworden sind und die zum Beispiel, wenn sie mich selbst in Sibirien lasen, noch immer Gott gedankt haben, der sie davor bewahrt hatte, in eben diesen Jahren Zeitungsschmierer und Kaffeehausschmarotzer zu sein. Und von solchem Dank haben sie mich wissen lassen, dessen sittliche Leistung für eine Jugend, die nicht »verdorben« werden soll, zwar nicht an das Vorbild von Dielenbajazzos heranreichen mag, den aber, und fräßen ihn für alle sonstige Schuld und Verirrung die Wanzen, immerhin das Verdienst, daß sein Wort ein paar hundert Märtyrern in Kavernen und Baracken zugesprochen hat, vor der Beschmutzung durch eine Presse, die sich demokratisch nennt, bewahren müßte. Weil man ja doch immer wieder wähnt, ein letztes Gefühl für Sauberkeit könnte dem Drang nach Sensation widerstehen. Nun, ausgeliefert an eine Zeit, die nur noch vom Verlust der Ehre lebt, schlaege ich, wie den Schmutz der Wiener Straße oder die Qual einer österreichischen Eisenbahn, es zu den unvermeidlichen Minussen des Lebens, daß ich irgendwo auf einer dieser Unlustreisen so etwas zu Gesicht kriegen muß. Diem perdidit, wenn mir nicht dafür übel mitgespielt wurde, daß ich an dem Tag etwas Gutes getan habe. Ich bin aber so gründlich abgehärtet gegen die Vorstöße des Typus »Asis—Ponem« in der Literatur — vergebens werden sie über meiner Kunst des Nachjüdelns ihre eigene Anregung vergessen machen —, ich habe in meinem geistigen Erdenwallen und speziell aus Prag, wo jetzt der jüdische Urfaust zur Welt gekommen ist (»Ich will sterben« »Gut! Sterben! Aber wozu?« ... Mönch: »Du bist geweiht, so wirst du erleben!«) schon so viele Beweise von Chuzpe empfangen, daß ich wirklich nichts mehr gegen den Ehrgeiz des Einzelfalls auf dem Herzen habe, nur immer wieder was gegen die Schande des deutschen Verlagswesens, das in einer Zeit, der Nahrung und Kleidung alle Geistigkeit verzehrende Probleme sind, Luxuspapier für Dreck übrig hat und wahrlich den Hingang einer besseren Jugend abgewartet zu haben scheint, damit Frechheit und virtuose Impotenz zu überlebendiger Fülle gedeihen. Aber man beachte nur auch die Ökonomie eines Journalismus, der für die Zurechtweisung eines Kaffeehausbesuchers Telegrammspesen aufwendet, mit denen man einem Dutzend lungenkranker Kinder eine Woche lang den Tisch decken könnte. Eine bübische Anspielung auf die Körperlichkeit eines Mannes, von dessen Sittlichkeit eine Generation von Prager Schmöcken ein zimmerreines Dasein führen könnte, sollte ihre Remedur erfahren. Daraus macht die Presse zwischen Wien und Berlin — die Lüge wälzt sich im Schneeballsystem fort, die Berichtigung bleibt isoliert — ein »Revolverattentat«, das

ein »Verehrer« von mir ¹, für mich, geplant hat, weil »der auch in Berlin bekannte Schriftsteller und Literat« den Karl Kraus »als einen Hysteriker bezeichnete«. So werden Karrieren. Wenns wahr wäre — ach ich hätte schließlich nichts dagegen, daß sich die Herren Verehrer so einteilten, daß immer der, der es noch ist, dem zuletzt ausgesprungenen eine herunterhaut, weil ich ganz aufrichtig bekennen muß, daß es die praktischste Art wäre, Ruhe zu schaffen und ein Unwesen, dessen polemische Befassung nichts Neues mehr aufschließen könnte und leider doch immer wieder notwendig ist, ein für alle Mal abzustellen. Natürlich kann mich jeder Kuhmist zu einem Vers anregen, an dem er kein anderes Verdienst hat als eben den, ein Kuhmist zu sein, aber schöner wärs schon, wenn der Verdruß im Keim erstickt würde, und da ein geistiger Mitgänger sich zu so etwas nie entschließen könnte, wiewohl gerade wahrer Anteil es wünschen müßte, so wäre gar nichts dagegen einzuwenden, daß die Verehrer sichs untereinander abmachen. Welche Form von Erledigung mir aber bei Leibe nicht nur gegen jenes Klettenwesen des neuen Literatentums wünschenswert scheint, das sich heutigentags mit der Hoffnung, doch ohne die Aussicht, von meiner Erschöpfung zu leben, an meine Organe klammert und Helfer findet, die das Schulbeispiel eines Versuchs mit untauglichen Mitteln als »Abrechnung mit dem Polemiker Kraus« auf der Buchhändlerbörse ausbieten. Wo gäbe es im Chaos der drängenden Anlässe dieser losgelassenen Welt ein Ding, geschaffen aus Kot und Zufall, das mich nicht eben dadurch physisch bedrängte, daß es da ist mit dem Anspruch, in Geist und Plan eingeordnet zu werden? Da könnte einer, dessen Anschauung Format und Stoff nicht wertet und dessen Kraft der Weisheit ermangelt, vor einer Quantität zu verzichten, die er nur vermehrt, nie zum Entschluß mechanischer Ausschaltung, wohl aber zu dem Wunsch mechanischer Erledigung gelangen: einen Vanderbilt zur Seite zu haben, der ihm die Hydra aufkauft, oder einen Herkules, der sie ihm erschlägt. Und wie nun gar vor der Qual jener Herausforderungen, nicht weil sie mich betreffen, sondern weil sie die Zeit nicht besser betreffen könnten als durch mich! Sollte nicht wirklich ein abgekürztes Verfahren dort am Platze sein, wo das Prager Judendeutsch den Versuch unternimmt, sich polemisch mit mir zu verständigen und wo einer, der vermutet, daß ich mir eine Gefolgschaft aus seinesgleichen zusammengestellt habe, sich darüber beschwert, daß als Reaktion auf seine reine Geistestat »pünktlich auch schon der bekannte Qualm von Hysterie und Gekeif aufsteigt«, dem — nicht etwa: kein diesem Rayon sich Nähernder, sondern — »keiner diesem Rayon sich Nähernde« entrinnen, nein: »*entraten*« kann. Soll sich denn wirklich so ein Fall innerhalb der Literatur abspielen, dessen Held zwar der Kenntnis der Sprache, die er schreibt, enträt, aber nicht des Muts, sich auszureden, er habe jenen Hinweis auf ein körperliches Gebrechen »natürlich nur metaphorisch« gemeint, und stolz darauf, daß die Metapher »saß« — worunter der Schwachkopf nicht ihre Berechtigung als Metapher, also der angeblichen geistigen Kritik, versteht, sondern den hinzutretenden Beweis, daß auch ihre physische Realität vorhanden ist — seinen schäbigen Einfall eine »Divination« nennt! Soll, wenn in der Literatur einmal das körperliche Moment in Frage kommt, Konsequenz verpönt sein und gegen ein Betragen, das die Tat dreist leugnet und dreister die Gesinnung zugibt, das die Niedrigkeit, die es ablehnt, noch übertrumpft, die Watschen eine Metapher bleiben? Die Überlegenheit der geistigen Arbeit gegenüber der manuellen wird oft so herausfordernd betont, daß diese schon der Ehrgeiz anwandeln könnte, durch eine symbolische Handlung zu beweisen, daß jene keine war. Man entlaste mich. Ich bin über-

1 Schlechtes Deutsch, Herr Kraus. Der Ablativ ist hier nicht angebracht. Es muß: Einer meiner »Verehrer« heißen.

zeugt, daß es möglich wäre, auf einen Hieb dem ganzen Unfug des expressionistischen Geballes ein Ende zu setzen, das sich jetzt als Erinnyenchor für einen erschlagenen Plagiator (der mich aber wieder verehrt) in Deutschland und überall, wo noch Papier zu haben ist, gegen mich regt. Denn das andere unfehlbare Mittel anzuwenden, dem Beinfraß der Sprache ein aufmunterndes Wort zu sagen und mir die wertlosesten Herzen dieser Welt zu gewinnen, konnte ich mich doch mein Lebtag nicht entschließen. Was diese Schleimrüssel, deren Unfähigkeit, sich sonstwie fließend auszudrücken, sie verhindert, endlich in den Schoß der alleinseligmachenden Presse einzugehen und die darum handgeschöpftes Büttchen brauchen, dem Leser an esoterischen Beziehungen, Verständigungen, Voraussetzungen, von einem Kaffeehaustisch zum andern, gestikulierend, zwinkernd, an— und mißdeutend, deutend, in hundertfach verklausulierten Sätzen zumuten, geht auf keine Kuhhaut. Ich verstehe von dem Geseres, das doch hauptsächlich auf meine Beachtung abzielt und die unerwiderten Liebesbriefe fortsetzen soll, buchstäblich nichts anderes als das Wort »Material«, das als Drohung immer wiederkehrt, und es scheint sich wirklich eine ganze Mafia von Kettenhändlern mit einer Ware, die nicht vorhanden ist, zusammengeschlossen zu haben, um es gegen mich aufzunehmen, da sich nun einmal, endlich, immer klarer herausstellt, daß *mit* mir kein Geschäft zu machen ist. Dabei sind sie doch so ehrlich, sich mit der Erinnerung an ihre einstige Liebe wie der Mephistopheles mit den Rosen herumzuschlagen, und so weit ich überhaupt verstehe, was sie wollen, außer mit mir und jedenfalls mit ihrem Verleger abzurechnen, bekennen sie, ich sei ein Phänomen gewesen, aber seit der vorigen Woche, seitdem ich einem der ihren das Verdienst eines Plagiats geschmälert habe, sei ich ein Mistkerl, und weil sie halt von mir enttäuscht sind, sagen sie, sie hätten's immer schon gewußt. Aber wenn sie mich auch durch und durch erkennen, besonders natürlich darin, daß all mein Wüten nur der bekannte jüdische Selbsthaß ist — die Väter führten's auf die Neue Freie Presse zurück —, so werden sie doch alte Expressionisten werden, wenn sie glauben, daß mich eine Ballung sämtlicher Chuzpen von Berlin, München, Dresden, Prag, Brünn und Wien einschüchtern könnte.

Sie versuchen es aber nicht nur durch die Tagespresse, sondern auch auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Weg der Unsterblichkeit, soweit sie ihrer bereits mit meiner Hilfe teilhaftig geworden sind. Das heißt, sie polemisieren gegen mich in »magischen Trilogien«, in Werken, deren erhabenem Ladenpreis man es nicht ansehen würde, daß sie für meine Wenigkeit Raum haben. In dem von Herrn Bahr — wie denn nicht — rekommandierten »österreichischen Faust«, der eigentlich aus Prag ist, aber von der Tschechoslowakei keineswegs reklamiert werden dürfte, steht, weil ja bekanntlich auch Goethe seinen Nicolai als Steißseher entlarvt hat, die Behauptung, daß ich nebst allem möglichen andern, was auszusprechen den Herrn Werfel das Gedenken seiner anbetenden Tage nicht gehindert hat, ein »Fürzefänger« sei, und dies, diesen bescheidenen Hinweis auf meine Kritik Werfelscher Hervorbringungen — er meint natürlich nur metaphorisch — : der Inhaber des Verlages der Schriften von Karl Kraus, der keine Gelegenheit vorübergehen läßt, den einzigen Autor seines Nebenverlags seiner Achtung zu versichern, wahrlich das weiteste Herz, das in der heutigen deutschen Literatur Platz hat, Herr Kurt Wolff hat es gedruckt! Er hat gedruckt, was Herr Werfel von mir nicht glaubt: daß ich einer sei, der »den Stadtklatsch zu einem kosmischen Ereignis macht«. Wann hätte denn der Herr Werfel so eine Wahrnehmung gemacht! Ich und Stadtklatsch! Er wäre nicht Manns genug, sich zu einer Lüge zu bekennen, die er mit keinem Eindruck, aus der Zeit erhärten könnte, da er seinen Planeten für ewig an den meinen gebunden gefühlt, also in denkbar engster Nachbarschaft

mit mir gelebt hat. Wohl aber ist er Weibs genug, die Ranküne aus der verschmähten Beziehung in Lügen zu sublimieren, was er sich ja leisten kann, weil er, zugleich einer der talentiertesten Büsser ist, wie kein zweiter in der Literatur imstande, sich an die Brust zu schlagen und sich hinauszuerwerfen, denn er bricht sich das Herz, indem bekanntlich — oh Mensch — in jedem Gefühlsschlampen so eine Art Tolstoi steckt. Herr Werfel weiß nicht, was er tut, und ist deshalb ein Dichter. Doch Herr Wolff hat gewußt, was Herr Werfel tat, und ihn dennoch gewähren lassen. Er mag und muß nicht gewußt haben, daß Herrn Werfels Werk kein Kunstwerk sei, aber er hat gewußt, daß dieser Monolog des »Spiegelmenschen« eine Zutat der Rache sei, und es mit seinem langjährigen Respekt vereinbar gefunden, daß in seinem Hause, in dem ich zum Glück nur einen Seitentrakt bewohnt habe, aber scheinbar geehrt und als vorlesender Gast durchaus gehört wurde, ein allgütiger Windbeutel, ein Schreiber, der im Krieg patriotische Aufrufe für Görz geliefert und in der Schweiz die Firma verschrien hat, zu deren Propaganda er hinausgeschickt war, von »*meinem leider allzu abhängigen Charakter*« zu sprechen wagte. Und um auch nicht einen der oberen Zehntausend, die das erste bis zehnte Tausend des »Spiegelmenschen« (522 Kronen) kaufen könnten, auf dem Gewissen zu haben, will ich jedem die auf mich klar bezügliche Stelle im Wortlaut (und mit den Spationierungen des Originals) ersetzen:

— — Was soll ich nun in den nächsten Tagen der Beschäftigungslosigkeit beginnen? Halt! Ich will unter die Propheten gehn, natürlich unter die größeren Propheten! — Das Erste ist, ich gründe ... eine Zeitschrift und nenne sie: Die Leuchte? Nein! Der Kerzenstumpf? Nein! Die Fackel! Ja! — Ah! Alle Größen der Weltliteratur jucken mir in den Fingern! Man soll meinen, Goethes plus Shakespeares Ingenium sei in der Natur eines östlichen Winkeladvokaten reinkarniert. Ich will den Stadtklatsch zu einem kosmischen Ereignis machen und die kosmischen Ereignisse zu einem Stadtklatsch. Ich will mit Kalauer und Pathos so trefflich jonglieren, daß jeder, der bei der einen Zeile konstatiert, ich sei ein spaßiger Denunziant und Fürzefänger, bei der nächsten zugeben muß, daß ich doch der leibhaftige Jesaja bin. — Vor allem will ich aber als Cabarettier meiner apokalyptischen Verkündigung auftreten, denn ich bin ein guter Komödiant, und gerade *darin* erkennt man mich, ganz zu schweigen von meiner Eignung zum *Stimmenimitator*. Mein leider allzu abhängiger Charakter hat ein großes Talent auch zum *akustischen Spiegel*.

Kurz und gut, weil ich zwar den Menschen *aus* den Augen, doch nicht *in* die Augen sehen kann, will ich ihnen lieber gleich in den Hintern schaun, ob dort ihr Ethos in Ordnung ist.

Also keine Angst! Ich gehe nicht unter, und wenn heute ein Unglück geschehen sollte ... (Herr Kapellmeister!) ...

Ich bleibe, ich bleibe,

Seid ruhig, seid stille,

Als Bildchen, als Bildchen in eurer Pupille!

(nach kurzem Tanz ab).

In der Überführung von Schlüsselliteraten habe ich seit alten Zeiten eine gewisse Übung. Die eines Schlüsselmystikers dürfte, wenn er nicht im Ernstfall glaubhaft macht, er habe die »Fackel« natürlich nur metaphorisch gemeint und zwar die, die in Frankfurt erscheint, nicht allzu schwer sein. Um

den Literarhistorikern, die da kommen werden, auch noch etwas übrig zu lassen, sei nicht jede Andeutung dieser geradezu klassischen Walpurgisnacht kommentiert:

Was aber die Weltweisen anbelangt, so kenne ich einen großen Zeitgenossen, der *am Grabe seines besten Freundes mit geschminkten Lippen eine Rede hielt*, und als er zurück zu den Trauernden trat, nicht nur an mich die berechtigte Frage stellte: »*Wie hab ich gewirkt?*«

Daß diese Worte auf mich abgezielt seien, eine solche Schweinerei möchte ich selbst einem Magiker nicht zutrauen. Eher schon, dank der Identität des Partners, wäre ihm die Absicht bezüglich der Stelle zu glauben:

Merken Sie, ich habe nicht nur den Vorzug, der ursprüngliche Motor aller Kultur zu sein, das weit Angenehmere an mir ist, man kann sich in meiner Gegenwart gehn lassen, so — gehn lassen ... nun, kein Wort mehr darüber.

Die Vielflächigkeit dieses Spiegelmenschen ermöglicht indes nur eine faßbare Beziehung, auch Herrn Kurt Wolff verständlich, von dem Punkt an, wo er den Entschluß faßt, die Fackel zu gründen. Und jener hat geduldet, daß in einem Buch, welches den Namen eines Verlegers trägt, der im Firmenaufdruck der meinen immerhin an zweiter Stelle vorkommt, der Satz steht:

Kurz und gut, weil ich zwar den Menschen *aus* den Augen, doch nicht *in* die Augen sehen kann, will ich ihnen *lieber gleich in den Hintern schau*n, ob dort ihr Ethos in Ordnung ist.

Er hat diese von jeder Silbe meines Lebenswerks Lügen gestrafte Zeichnung, die ihren eigenen Sinn meinem Kampf für das Recht der sexuellen Persönlichkeit verdankt und deren Wahnsinn mich geradezu mit dem von mir enthüllten Enthüller der Moltke—Prozesse verwechselt; er hat die Entgleisung eines haßgeblendeten Literaten, der wie kaum ein zweiter in der Runde meiner Judasse die Fähigkeit eingebüßt hat, mir in die Augen zu sehen, aber auch wie kaum ein zweiter die Gabe bewährt, in der seit jenem Romansudler literaturgängigen Methode hysterischen Umtausches alle tiefgefühlte Minderwertigkeit auf mich abzuwälzen; er hat einen Schulfall der von mir so häufig dargestellten Spiel— und Schielart, die heute vor allem mich in ihrem Zwielight sieht, um mit der Treffsicherheit der Imbezillen ihr Spiegelbild zu zeichnen, wider sein besseres Wissen um den Sachverhalt meines Lebens und Denkens und gegen seine tausendmal beteuerte Überzeugung zum Druck befördert. Es bleibe Herrn Kurt Wolff überlassen, die Konsequenz aus diesem Verhalten für eine gesellschaftliche Verbindung zu ziehen, die mir nicht unwert, und für eine geschäftliche, die mir gleichgültig war und in die ich nur jener zuliebe eingewilligt habe. Und er verteidige sich nicht damit, daß ihm als Verleger ein Eingriff in die künstlerische Schöpfung nicht zustehe. Was ihm als Verleger zusteht, ist das Recht, sich dagegen zu wehren, einer Beleidigung mitschuldig zu sein, selbst wenn sie nicht den Autor seines andern Verlags beträfe, den zu gewinnen er ehemals freiwillig eine weit gelindere Infamie aus einer gedruckten Auflage ausgemerzt hat. Er verteidige sich ferner nicht damit, daß ihm auch eine Zensur meiner Bücher, die er gar erst nach Drucklegung kennenlernt, nicht zustehe. Allerdings enthalten diese Bücher mehr und stärkere Po-

lemiken als der Werfelsche Faust, aber dem polemischen Element dürfte die Absicht eines Ehrenangriffs schwerer nachweisbar sein als einem Mysterium, in dem zwischen den Rätseln der Menschennatur eben noch Raum für die Ranküne eines Weltfreunds bleibt. Mein Verleger kann seine Verantwortung für mein Wort getrost in der meinen geborgen wissen. Für das des Herrn Werfel würde ich nicht den Autor, sondern den Verleger belangen, und er hat die Möglichkeit nicht verhindert, daß ich es täte, daß ich überlegt habe, ob die von jedem deutschen und österreichischen Gericht erwirkbare Konfiskation eines Faust nicht angebracht wäre, um die Grenzen des künstlerischen Schaffens zu fixieren und eine Büberei außer die literarische Debatte zu stellen. Ich tue es nicht, weil zwar die materielle Schädigung eine verdiente Strafe und zudem ein berechtigter Schutz vor einem Leseböbel wäre, der den Faust um einer Pikanterie willen kauft, mein Wunsch jedoch stärker ist, die Schande dieser Selbstentblößung vom ersten bis zum zehnten Tausend sich auswirken zu lassen, und ich werde mir erst die Schauspieler von den Bühnen, denen gegenüber die Dichtung als Manuskript gedruckt ist, herunterholen, die es wagen sollten, ein Parterre von Schiebern mit dem Vorsatz des »Spiegelmenschen« zu erheitern, eine Zeitschrift zu gründen, die nicht »Der Kerzenstumpf, nein: Die Fackel« heißen soll. Vielleicht kann Herr Kurt Wolff, der auch den Bühnenvertrieb hat, wenigstens rechtzeitig für eine Bearbeitung Sorge tragen. Verstehe er nur recht, wie ichs meine, woran ich Anstoß und worauf ich Einfluß nehme. Wenn sämtliche Autoren seines Verlags sich um den Beweis bemüht hätten, daß ich ein Nichtskönner sei, so würde meine Eitelkeit, in der sich nun einmal alles Nichts spiegelt, den gemeinsamen Verleger vor keine Entscheidung stellen. Mein Sonderverlag ist auf der Basis meiner grundsätzlichen Mißachtung der vom Hauptverlag Kurt Wolff geförderten Literatur errichtet, und ich hätte gar nichts dawider, daß diese, wenn sie dazu imstande wäre, gegen mich ein Verfahren übe, an dem mich gegen sie keine private oder geschäftliche Rücksicht zu hemmen vermocht hätte. Hier liegt eine Neuerung vor, und sie besteht darin, daß eine seltene Vielseitigkeit verlegerischer Interessen, deren Träger so oft meiner Kritik seiner Literatur zustimmte, nunmehr die Entehrung meines Charakters toleriert hat. Er nehme auf diesem Wege — und ein anderer schien weder dem persönlich Beleidigten noch dem Vertreter der allgemeinen Sache literarischen Anstands gangbar — zur Kenntnis, daß der »Verlag der Schriften von Karl Kraus« mit dem nächsten Buch einen neuen Inhaber anzeigen wird. Möge ihn die Erfahrung entschädigen, daß eine zu weit getriebene Objektivität, gegen die mir die Errichtung eines Sonderverlags unter gleichem Dache keinen hinreichenden Schutz gewährte, unter keinen Umständen gut tut und daß es besser ist, sich der Förderung des Literatentums hinzugeben, ohne sich gleichzeitig den Luxus seines Widerspiels zu leisten. Wenn es mir schon nicht gelang, ihn von jenem, so soll es mir doch gelungen sein, ihn von diesem zu befreien, vor dem als einem viel zu verlässlichen Zeitgenossen ich ihn seit jeher noch eindringlicher gewarnt habe.

Was aber den Herrn Werfel anlangt und weil ich nun weiß Gott doch mehr dem Nicolai gleiche als er dem Goethe, so könnte ich ihm beweisen, daß die Tätigkeit, die er mir zuschreibt, bei weitem nicht so unappetitlich ist wie die Gewohnheit, von der sie lebt, wie das Talent der metaphysischen Blähungen, bei denen nichts herauskommt, wie das Unternehmen eines, der faustische Klänge und was sich sonst im Kosmos begibt, hinlegen kann, daß man es nicht nur für echt, sondern sogar für garantiert echt hält. Wenn ich mit einer sprachlichen Schätzmeisterschaft, welcher Wert und Echtheit des zartesten oder, wie Werfel und Goethe sagen, zärtesten Hauchs nicht entgehen, jenem

Zeile für Zeile bewiese, wie tüchtig er ist, er würde sich, schauernd vor diesem »Spiegelmenschen«, wundern, welchem Schwindler er da aufgesessen ist, als er sich bei seinen Arien zuhörte — von den Gimpeln der deutschen Literaturkritik und vom Bahr, der stets Gimpel und Schwindler in Einem ist, gar nicht zu reden. Ich würde seinen »knäbischen Gebärden« nachweisen, daß das Ringen mit dem »Vaterkomplex« und sonstigem Judenleid, durch das sich diese Prager Faustusse coram publico hindurchläutern, um aus der Misch— in die Epoche zu gelangen, noch keinen Faust macht, selbst wenn er, das Orakel verspottend, den gordischen Weichselzopf mit dem frechen Witz durchhaut.

Das Erbe, dem du nicht entgehen *kannst*,
Ermord es, um es — zu besitzen!

wobei der talentlose Gedankenstrich nicht unbeträchtlich ist. Daß die versatile Kunst Werfels, die schon mit »unter uns« und »wir Brüder tuns« die Dichtung einleitet — ein Reim, der wohl nur in der Welt des »Machen wir« eine Deckung der Sphären ergibt —, auch von einer schlechten Peer—Gynt—Übersetzung Knopfgießerisches und wengleich nicht Großes, so doch Krummes mitgenommen hat und, weil man Symbolisches von überall brauchen kann, nicht versäumte, die Tierstimmen meines Schieberlokals in seine »Höhle des Ananthas« einzufangen — »Was liegt daran!« »Wenn schon!« »Kann ich dafür?« nein, gewiß nicht — : es zeugt von einer Aufnahmefähigkeit, die nicht darauf angewiesen ist, sich faustisch abzugrenzen und immer bei der Stange einer orientalisch zugerichteten Mephisto—Handlung zu bleiben. Doch wird man diesem gastfreundlichen Ohr nicht bestreiten können, daß es doch am liebsten jene Klänge aufnimmt, in denen beide Tonfälle, des Suchers und des Versuchers, Psalter und Grille, zusammenschleimen wie die zwei Seelen, die ach in der Brust dieses Dichters wohnen, ihn aber beide zu den Gefilden hoher Ahnen heben. Wir wollen das einmal aus dem Schema F dartun, nach dem er dichtet.

So wird es immer wieder Tag und Nacht!	}	Faust
Das, was ich wähnte, hab ich nicht vollbracht.		
Im Herzen schleimen schon des Zweifels Maden,	}	F. u. Meph.
Die Sprung- und Triebkraft leidet an Verdickung.		
Der scharfe Wille kommt zu Schaden,	}	F.
Der Glaube an Erwählung, Tat und Schickung,		
Den du in ferner Nacht mir suggeriert,	}	M.
Asthmatisch schrumpft er hin. Der Mensch laviert		
Fad, zuchtlos, indolent und ohne Steuer.	}	F. u. M.
Die Tat kommt nicht! Kaum kommen Abenteuer, —		
Und bestenfalls hat man sich amüsiert.	}	M.

Faust oder Mephistopheles, wer diagnostiziert so richtig? Wer ist es? Wer hält so aus dem Seelendüster Rückschau? Faust? »Er, unbefriedigt jeden Augenblick«?

Ich habe nur begehrt und nur vollbracht
Und abermals gewünscht, und so mit Macht
Mein Leben durchgestürmt — —

Gleich werden des Zweifels Maden zu schleimen beginnen, ob nicht doch wieder Mephistopheles den Mund spitzt, und bestenfalls hat man sich amüsiert. Sinds nicht zwei Tonfälle, ganz wie wenn ich mit Pathos und Kalau-

er so trefflich jongliere, daß man mich mit mir verwechselt? Denn sie sind ja doch beide von mir! Hat der Spiegelmensch Herrn Werfel nichts darüber gesagt, von wem der Faust ist? »Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm«, nämlich die vorgetönte; »was er erkennt, läßt sich ergreifen«. Mißtöne hör' ich, garstiges Geklimper? Nicht doch, man findet sich wie M. drein und möchte — die Racker sind doch gar zu appetitlich — diese Verse fragen: »Ihr schönen Kinder, laßt mich wissen: Seid ihr nicht auch von Luzifers Geschlecht?« Nämlich: Es ist mir so behaglich, so natürlich, als hätt' ich euch schon tausendmal gesehn. Denn wie sagt doch der Spiegelmensch: ich habe ein großes Talent zum akustischen Spiegel! Und wenn ich nicht hundert Auditorien mit dem Nachweis erschüttern kann, daß der windigste Wortbetrug eines Virtuosen unerlebter Bedeutung eine sprachferne Zeitgenossenschaft entzückt hat und daß orphischen Liedes Reim, ich wette, in der Operette der Librettisten Hofmannsthal und Werfel steht; furzum, wenn die Sphärentöne, die ich da fange (was nicht genügte, ließ er fahren; was ihm entwischte, ließ er ziehn) nicht jede bessere psychoanalytische Spürnase als sublimiert erkennt — so soll das, was mein Spiegelmensch, *sein* Spiegelmensch, von mir behauptet, wahr sein; so soll ein Bocher, ders faustdick hinter den Ohren hat, von mir sagen dürfen, ein »östlicher Winkeladvokat« bilde sich ein, in ihm sei »Goethes plus Shakespeares Ingenium reinkarniert«, so soll einer, der im Weimarer Großvaterrock Prager Kindheitseindrücke gehabt hat, behaupten können, ich hätte ihn *ihm* und nicht dem rechtmäßigen Besitzer gestohlen, so soll ein Bauchredner der himmlischen Heerschaaren mich einen »Stimmenimitator«, ein Unterkantor Gottes mich einen »Cabarettier meiner apokalyptischen Verkündigung«, ein schlechter mich einen »guten Komödianten« und ein trauriger Werfel mich einen »spaßigen Denunzianten« nennen dürfen, und zum Schluß mögen die, ausgerechnet, »sechszwanzig Mönche ungerührt und mild grinsend hockenbleiben«. Wie wird ihm? Hiobsartig? Beul' an Beule der ganze Kerl, dem's vor sich selber graut? Und triumphiert zugleich, wenn er sich ganz durchschaut, wenn er auf sich und seinen Stamm vertraut (nicht wahr?): gerettet sind die edlen Teufelsteile! Denn wir können auch schillern, nicht wahr? Spiegelmensch, ich kenne dich! Aber ich will nächstens unter euch treten und fürchterlich Musterung halten.

Ich bleibe, ich bleibe,
Seid ruhig, seid stille,
Als Bildchen, als Bildchen in eurer Pupille!

Denn was die ganze Rasse der Neu—, Nach— und Nebbichtöner betrifft, die sich jetzt vereinigt zu haben scheinen, um das Literaturgeschäft auf meinem Rücken zu effektuieren und mit dem Polemiker Kraus oder wenigstens mit seiner Hilfe abzurechnen, so sei ihnen bedeutet: Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuld, wem's schief geht. Wer schon unsterblich ist, soll es bis auf Widerruf bleiben. Ich habe genug Pathos, um Magiker nicht ernst zu nehmen, und genug Witz, um vor Hanswursten keinen Spaß zu verstehn. Also mehr Angst! Ich gehe nicht unter, und wenn heute ein Unglück geschehen sollte! Doch die Hoffnung, daß ich, Herr aller Geräusche, als Fürzefänger derart unerschrocken sein werde, die unaussprechlichsten Namen — wie etwa Przygode — in der Fackel einzubürgern, ist ein Irrwahn. Ich mache es auf meine Art. Und die deutschen Verleger werden es schon zu spüren bekommen, daß die Unterstützung der ganzen Tagespresse und eines speziellen Tagebuchs nicht ausreicht, wenn ich ihre Wirksamkeit statt der Mitwelt bloß der Nachwelt überliefere, wenn ich zwar zur Verabscheuung, aber nicht zur Ver-

breitung des größten Unfugs helfe, der je, aller Zucht von Sprache und Moral entratend, dem Polizeiparagraphen entronnen ist!

Schöpfung

Bevor es eintrat in die Zeit,
wars da in aller Dagesenheit:
von dort muß es der Dichter haben.
Wo dichtend sie am Dichter sich erlaben,
da dringt kein Leben in das Leben ein.
Sie bilden nicht, was vor und nach gewesen,
sie leben nicht, noch ehe sie begraben,
die, ehe sie gelesen werden, lesen.
Sie sind als Ganze nicht und nie vorhanden,
gebildet aus Vorhandenem; zuschanden
am Leben wird der zeitgeborne Schein,
und was sie wirken, tritt nicht aus der Zeit,
es bleibt im Banne der Erlesenheit.
Und nur das Vorvorhandne ist erhaben.

Eros und, der Dichter

Eros

Stimm' ich nimmer den Verstimmten,
der mich immer suchend fand?
Wenn die Gluten dir verglimmten,
oh wie dunkel wird das Land!
Du, der mir auf allen Spuren
rannte nach in Brand und Hast,
aller Formen und Naturen
nie ersattend gierger Gast —

DICHTER

— noch genießend im Gedenken
lebt ich nie die Fülle aus!
Willst du ferner sie mir schenken,
so verschließe ich das Haus.
Laß die Gluten mir verglimmen,
auf den Kopf die Asche streun!
Nimmer wirst du mich bestimmen,
nie mehr wird es sich erneun!

EROS

Fliehen mich die Halben, Leeren,
meinem Geiste unverwandt —
soll ich nun auch dich entbehren,
dem aus Nichts die Welt entstand?

Wie ein Schwacher sich ergänze,
wenn er eine Ganze schwächt,
bleib ich fern von solcher Grenze
und es bleibe im Geschlecht.

DICHTER

Ja, das war wohl unsre Richtung,
wir verstanden uns im Nichts.
Nun entbehre meine Dichtung
auch noch dieses Schwergewichts.
Ach wie waren wir verloren
doch an das geringste Ding!
Selbst gezeugt und selbst geboren
hatte man auf deinen Wink.

EROS

Brauchte nur was hinzuhalten
und gleich hatte es Gestalt
und im Wechsel der Gestalten
war der schönste Aufenthalt.
Himmelwärts erwuchs die Gasse
und der Nacht entflammt' ein Licht.
Wir erkannten der Grimasse
göttergleiches Angesicht.

DICHTER

Aber immer doch vom Weibe
ging die ganze Wohltat aus.
Suche solchem Zeitvertreibe
endlich dir ein andres Haus!
Wie das Himmelreich aus Plunder
einem Augenblick ersteht,
ausgelernt ist dieses Wunder,
lehr ein anderes Gebet!

EROS

Wie du heute mir verwehrend
und verzichtend auch verzagst,
wie du in dich selber kehrend,
immer klagend mir entsagst —
durchgebrannt von deinen Gluten,
reißt es dich von mir nicht fort.
Willst du dich auch noch so sputen,
nehm' ich schneller dich beim Wort!

DICHTER

Ach beim Wort, es eilt, verweile,
hab ich dich, schon ist es fort,
welche wonnevolle Eile,
wie erregt mich dieses Wort!
Hinter ihm mit einem Satze,
dichter schon auf seiner Spur —
welchem liederlichen Fratze

form' ich feurig die Figur!

EROS

Du erkennst sie, die du immer
nah bei solchem Ding erkannt.
Himmlisch wird ein Frauenzimmer
erst durch solchen Höllenbrand!
Nimmer hältst du mich vom Leibe,
du, der mich so stolz bekriegt.
Hier ist keine Spur vom Weibe
und ich hab dich doch besiegt!

DICHTER

An der andern Welt Gestade
staun' ich, wie du's mit mir meinst.
Ganz verwirrt von deiner Gnade,
fühl' ich reicher sie als einst.
Werde jenen holdern Bildern,
welchen meine Lust entfernt,
dankbar doch in Worten schildern,
was ich ihnen abgelernt!

Notizen

UM DEN REIGEN

Im erotischen Theater stellt ein und dasselbe Menschenpack Entrüstung und Behagen bei. Daß der »Reigen« wegen der Entrüstung zu halten und wegen des Behagens zu verbieten war und aus diesem Dilemma vom Autor befreit werden mußte, wird immer klarer. Als stiller Schöpfer allabendlich der Befriedigung einer zählbaren und in dunkler Kammer hörbaren Schweineherde beiwohnen und dann einmal »zufällig« dazu kommen, wie sich Gier und Gier in einander verkrampfen und mit Schwefelwasserstoff und Teereiern, Schlagringen und Hydranten die letzte Auseinandersetzung des Sexualproblems erfolgt: dies letzte war zu vermeiden. Der Sieg Kasmaders, des viel zu wenig Besiegten — er hätte ihn natürlich auch über Goethe errungen, so wahr als sich die »Reigen«—Genießer auch an Alexander Engel erquickt hätten — war zu vermeiden. Ein Dichter, der ihn ermöglicht, eine Sicherheitsbehörde, die ihn nicht verhindert hat, sind bedenklich. Kasmader, der Stinkbomben brachte — wiewohl doch schon seine Persönlichkeit genügt hätte, die Versammlung zu sprengen —, wird in seinem Siegeslauf von der Reichspost nach Gebühr gewürdigt. Es war »ein Akt der Selbsthilfe christlicher junger Männer«:

Stinkbomben platzten im Theaterraum und erfüllten die Luft mit einem fürchterlichen Gestank ... Ein *junger Mann*, der Stinkbomben geworfen hatte, wurde festgenommen und unter erregten Flüchen des Publikums vom Personal des Theaters weggeführt ... Unter Hurra waren in wenigen Sekunden die Eingänge gestürmt ...

Nun schildert die Reichspost, wie die christlichen jungen Männer von den Juden »in herausfordernder Weise provoziert« wurden, ja mehr als das, es

wurden Sessel geschleudert und zwar von den Anwesenden auf die Eindringlinge, »wodurch von diesen mehrere erheblich verletzt wurden«. Nachdem noch die Feuerhydranten geöffnet worden waren, geschah etwas Merkwürdiges.

Bald waren der Zuschauerraum und die Vorräume leer. Nur in den Garderoben hingen hinter den händeringenden Garderobefrauen *kostbare Pelze* und *herrliche Mäntel*, die von ihren Besitzern im Stiche gelassen worden waren. Als die Luft rein war — die Reichspost meint: nachdem sich ihre Parteigänger verzogen hatten — krochen aus den verschiedenen Verstecken verschüchterte Leute hervor und suchten mit *oder ohne* Garderobe das Weite.

Nämlich je nachdem ob die andern ohne oder mit Garderobe das Weite gesucht hatten.

Die Rotenturmstraße bot um halb neun Uhr bereits wieder ein *friedliches Bild*. Die Demonstranten waren unter der Absingung des Liedes: »*Der Gott, der Eisen wachsen ließ*« nach verschiedenen Richtungen abgezogen.

Es war jener Gott, der auch kostbare Pelze und herrliche Mäntel hängen ließ, und es waren die nämlichen Gläubigen, die am 1. August 1914 »Serbien muß sterbien!« gerufen hatten. Die Reichspost fühlt sich verpflichtet, ausdrücklich festzustellen:

Eigentumsdelikte sind, wie das Personal des Theaters einstimmig zugab, *nicht zu verzeichnen*.

Wie das auch möglich sein sollte, wo es sich um ein »schönes Sichauflehnen unserer Jugend« gehandelt hat, wo die erfreuliche Bürgerschaft zu verzeichnen ist, »daß unser Volk noch die sittliche Kraft zu seiner Wiedergeburt, Erneuerung, Selbsterhebung zum nationalen Wiederaufbau aufbringt«, wäre schlechthin unbegreiflich. Auch das Deutsche Volksblatt hebt hervor, daß »diese Demonstration der Ordnungsfreunde, so *tumultuarische* Szenen sie auch im Gefolge hatte, doch die erste derartige Veranstaltung war, bei der keine Diebstähle vorkamen«. Neben den »Kulturbelangen«, die hier gehütet wurden, wären ein paar Winterröcke auch wirklich belanglos. Wichtiger ist, daß, wenn in dieser Gegend einmal der nationale Wiederaufbau erfolgt, ausdrücklich festgestellt werden muß, daß nichts gestohlen wurde. Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Diebe. Die Moral ist ein Vergehen gegen die Sicherheit des Lebens, aber ein Eigentumsdelikt ist sie nicht!

* * *

Eine Zeitung bekommt von mir auch dann eine Berichtigung, wenn sie mich gar nicht genannt hat ; denn dann lügt sie erst recht.

DIE KEUSCHHEITSKOMMISSION

Wir erhalten folgende Zuschrift: An den verantwortlichen Redakteur der »Wiener Allgemeinen Zeitung«, Wien, I. Bezirk. Mit Berufung auf den § 19 des Preßgesetzes fordere ich Sie auf, die nachfolgende Berichtigung des in Nr. 12832 der »Wiener Allgemeinen Zeitung« vom 8. Februar 1921 erschienenen Artikels »Die Keuschheitskommission« in der dem Gesetz entsprechenden Weise abzu drucken. Sie schreiben: »Und in anderem Sinne als der Ausspruch ursprünglich gemeint war, erinnert man sich der Worte Bahrs: »Der Skandal beginnt erst, wenn ihm die Polizei ein Ende macht.«

Es ist unwahr, daß dieser Ausspruch Worte Bahrs sind. Wahr ist vielmehr, daß dieser Ausspruch von Karl Kraus stammt, in dessen Buch »Sprüche und Widersprüche« (Kapitel »Moral und Christentum«, S. 50) der folgende Satz steht: »Der Skandal fängt an, wenn die Polizei ihm ein Ende macht.«
Karl Kraus

*

Karl Kraus hat darin recht, daß dieser Ausspruch *nicht* von Hermann Bahr stammt. Es war ein Gedächtnisfehler, den der Verfasser der Glosse begangen hat. Er meinte sich deutlich an eine Komödie zu erinnern, in der ein Satz dieses Inhaltes gesprochen wird. Darin allerdings hat sich der Verfasser der Glosse, wie näheres Nachforschen ergeben hat, nicht getäuscht. Nur stammt der Ausspruch, an den er sich erinnert hat, nicht von Hermann Bahr, sondern von *Ludwig Thoma*. In der Komödie »*Moral*«, die 1908 erschienen ist, sagt der Präsident (Buchausgabe Seite 67): »*Vergessen Sie nie, daß der Skandal sehr oft erst dann beginnt, wenn ihm die Polizei ein Ende bereitet.*« Die Feststellung der Priorität kann nicht unsere Sache sein.

Da bin ich einmal schön aufgefressen. Nämlich ich hatte gefürchtet, der Schreiber, von dem ich ganz genau wußte, daß er sich »an eine Komödie erinnern«, werde sich zufriedengeben und nicht »näher nachforschen«. Und nun hat er doch seinen Eifer betätigt. Bis zur »Feststellung der Priorität« reicht der freilich nicht. Es handelt sich offenbar nicht um zwei Druckwerke, deren Datum vorliegt, sondern um zwei bisher geheim gehaltene Erfindungen. Ich ließ ihn also den Umweg über die Version Bahr zu Ende gehen. Aber er hätte die folgende Berichtigung auch erhalten, wenn er sogleich geschrieben hätte, daß das Wort von Thoma »stammt«, der ja, als es ihm geliehen wurde — das »Vergessen Sie nie« gibt beinahe die Quelle an — auf diese Möglichkeit gefaßt sein mußte. (Leider beteiligt er sich heute an dem großen politischen Skandal, dem die Münchner Polizei und der ihr kein Ende bereitet.)

An den verantwortlichen Redakteur der »Wiener Allgemeinen Zeitung«, Wien I. Bez.

Mit Berufung auf den § 19 des Preßgesetzes fordere ich Sie auf, die nachfolgende Berichtigung des in Nr. 12840 der »Wiener Allgemeinen Zeitung« vom 17. Februar 1921 erschienenen Artikels »Die Keuschheitskommission« in der dem Gesetz entsprechenden Weise abzdrukken. Sie schreiben: »Darin allerdings (daß der Satz in einer Komödie gesprochen wird) hat sich der Verfasser der Glosse, wie näheres Nachforschen ergeben hat, nicht getäuscht. Nur stammt der Ausspruch, an den er sich erinnert hat, nicht von Hermann Bahr, sondern von *Ludwig Thoma*. In der Komödie »*Moral*«, die 1908 erschienen ist, sagt der Präsident (Buchausgabe Seite 67): »*Vergessen Sie nie, daß der Skandal sehr oft erst dann beginnt, wenn ihm die Polizei ein Ende bereitet.*« Die Feststellung der Priorität kann nicht unsere Sache sein.«

Es ist unwahr, daß der Ausspruch von Ludwig Thoma stammt. Wahr ist, daß er von Karl Kraus stammt. Wahr ist, daß er in der 1909 datierten ersten Buchausgabe der »*Moral*« weder auf S. 67 noch an anderer Stelle als Ausspruch des Präsidenten vorkommt. Es ist unwahr, daß die Priorität erst festgestellt werden muß. Wahr ist, daß sie in der Verschiedenheit der Erscheinungsdaten zutageliegt. Wahr ist, daß die Priorität wie auch die Ursprünglichkeit sich aus dem folgenden Sachverhalt ergibt: Der Satz ist zum

erstenmal im Oktober 1908 in der Fackel veröffentlicht worden und hat gelautet: »Der Skandal beginnt immer erst dann, wenn die Polizei ihm ein Ende macht«. Darauf schrieb Ludwig Thoma, mit dem Ersuchen um Genehmigung, dem Herausgeber der Fackel, daß er für den Bühnendialog der »Moral« den Ausspruch, der ihm gefallen habe, verwenden wolle. Tatsächlich wurde der Satz in der Wiener Aufführung der »Moral«, die nach Erscheinen des Satzes in der Fackel erfolgt ist, gesprochen und auch in spätere Auflagen des für Bühnenzwecke bestimmten Druckes übernommen. In der ersten Ausgabe, die 1909 datiert und Ende November 1908 erschienen ist, war er noch nicht vorhanden.

Wie weit die Keckheit eines Citybar—Impressionisten reicht, zeigt der Fall anschaulich, und vollends die noch erteilte Antwort. »Daß dieser Ausspruch in der *ersten* Buchausgabe enthalten ist, haben wir niemals behauptet.« Aber offenbar gewußt, denn wenn hier ein Zweifel bestand, so wäre doch vielleicht die »Priorität« geprüft worden. Was über diese weiter gesagt wird, ist von derart reizloser Einfalt, daß es selbst die Besucher der Wiener Animierlokale, die doch an dem Text der Wiener Allgemeinen Zeitung nicht achtlos vorübergehen, enttäuscht haben muß und die Entscheidung, was sie mit dem angebrochenen Abend anfangen sollten, nur zugunsten der Inserenten ausfallen konnte. Zuerst wird dem Satz: Es ist unwahr, daß die Priorität erst festgestellt werden muß (was natürlich auch möglich ist, wenn man »vom Ersuchen Thomas nichts wußte«) widersprochen: denn »die Frage der Priorität« sei »gegeben«. »*Im übrigen* haben wir ausdrücklich gesagt: 'die Feststellung der Priorität kann nicht unsere Sache sein' ... « Aber aus ebendiesem Stumpfsinn hat doch die Berichtigung die Tatsache herausgeschält, daß nicht die Frage der Priorität, sondern diese selbst gegeben ist. Und das beklagt sich, daß mein »scharfer Verstand« »unseren Bemerkungen so wenig gerecht wird«. Hofft jedoch, ihn zu dem Zugeständnis zu bewegen, »daß der Ausspruch auch von jedem anderen, also auch von Hermann Bahr stammen könnte«. Nein, eben das gibt er nicht zu, im Gegenteil möchte er, von der Wertprüfung abgesehen, die ganz gewiß nicht Sache des 6—Uhr—Blatts ist, die Zeitungen darauf aufmerksam machen, daß sämtliche sozialkritischen Witze, deren sie heute nur irgend habhaft werden können — natürlich mit einer durch diesen Gebrauch eo ipso reduzierten Wirksamkeit, entwertet schon durch diesen Druck — irgendwie ihren Ursprung in der Fackel haben. Ohneweiters gebe ich zu, daß die Angelegenheit nicht so »wichtig« ist wie die Förderung des Wiener Freudenlebens, aber einem solchen Querkopf, der bei Nacht nur am Schreibtisch sitzt, scheint sie doch aufhebenswert wegen der systematischen Preisgegebenheit vor den Schmucknotizlern, die das fremde Eigentum erst dann wertlos finden, wenn es reklamiert wird. Schlecht angebracht ist die Mühe freilich gegenüber einer Verstandeskraft, die — er versprach mir einmal logisch zu kommen — des Satzes fähig ist:

3. Diese buchhändlerischen Details werden jedoch gänzlich überflüssig, wenn man nun durch die Berichtigung von Karl Kraus erfährt, daß Ludwig Thoma den Herausgeber der »Fackel« ersucht hat, den Ausspruch verwenden zu dürfen. Karl Kraus hätte sich *daher* auch *diesen* Punkt der Berichtigung ersparen können. Die sachliche Mitteilung aber hätten wir auch ohne Berufung auf den § 19 abgedruckt.

Ich zweifle nicht. Dagegen glaubt wohl die Wiener Allgemeine Zeitung nicht im Ernst an die Möglichkeit, daß sie von mir um irgendetwas ersucht werden könnte, und wäre es auch nur, die Wahrheit zu sagen. Es ist doch ein-

leuchtend, daß es bloß zwei Methoden geben kann, um ihren Raum in Anspruch zu nehmen. Wäre ich Besitzer der Citybar, so würde ich ihr das, was ich ihr zu sagen habe, mit Berufung auf die bezügliche Bestimmung des Tarifs beibringen. Da ich ihr aber, so unerquicklich das auch sein mag, nur das Vorwort zu dieser Belletristik zu schreiben habe, so bediene ich mich des Gesetzes, das nichts kostet, aber auch zu keinem Dank verpflichtet, selbst wenn ich es, wie ich ferner zugeben will, etwas weitherzig anwende. Ich überlege sogar, ob ich die Behauptung des »Verfassers der Glosse« — was sich heute alles Verfasser einer Glosse nennt! —, daß er »weder die betreffende 'Fackel' noch 'Sprüche und Widersprüche' kennt«, nicht mit dem § 19 aus der Welt schaffen soll. Indes hindert mich doch die Rücksicht auf den vornehmsten redaktionellen Grundsatz: Raum ist Geld, die Langmut der Wiener Allgemeinen Zeitung zu mißbrauchen. Was ich erreichen will, ist, daß Gazetten, die sich genieren, meinen Namen in ihren Mund zu nehmen, auch geniert werden sollen, ihn zu verschweigen. Wie sie das machen, ist im Gegensatz zur Feststellung der Priorität ihre Sache. Andernfalls werden sie, ob es sie »freut, einen kleinen Beitrag zur Literaturgeschichte veranlaßt zu haben« oder nicht, Berichtigungen drucken, und ob sie »damit die Angelegenheit als erledigt betrachten« können, wird ausschließlich von meiner Erwägung abhängen, ob der redaktionelle Zusatz eine neuerliche Berichtigung erfordert.

Mittlerer Konzerthausaal, Sonntag, 2. Januar 1921, 3 Uhr:

I. Da die Monarchisten nicht alle werden (Zitate aus Graf Alfred de Vigny, Jean Paul und Ludwig Börne) / Die letzten Tage der Menschheit: Der Optimist und der Nörgler (Die Dynastie) / Wallfahrtskirche / Moschee / Monolog der Schalek und Chor der Offiziere / Bahnhof bei Wien / Erzherzog Friedrich. — Heimkehr und Vollendung. — Inschriften: Schlechter Tausch. Die Republik ist schuld. Franz Joseph. Der Letzte. Mord in Ungarn. Militarismus. Wohnungswechsel / Volkshymne.

II. Brief Rosa Luxemburgs (mit Vorbemerkung) / Antwort an Rosa Luxemburg von einer Unsentimentalen. — Peter Altenberg († 8. Januar 1919) / Traum / Schnellzug / Eros und der Dichter / Silvesterruf an die Welt.

Ein Teil des Ertrags für das Kinderasyl »Kahlenbergdorf« und für das »Haus des Kindes«.

*

DA DIE MONARCHISTEN NICHT ALLE WERDEN

Graf Alfred de Vigny (zitiert in der Fackel, April 1916):

Ich rufe die Empörung des Gewissens eines jeden Menschen, der mitangesehen hat, wie das Blut seiner Mitbürger geflossen ist, oder der selbst daran schuld war, zum Zeugen dafür auf, daß eines Menschen Kopf nicht genügt, das drückende Gewicht vieler Morde zu ertragen. Dazu braucht es so vieler Köpfe, als es Kämpfende gibt. Um die Verantwortung für dieses Blutgesetz zu tragen, das man geschaffen hat, muß man es zu mindestens gut verstehen. Aber die besten Einrichtungen, von denen hier die Rede ist, werden nur vorübergehende sein, denn, ich wiederhole es noch einmal: die Heere und die Kriege haben ihre Zeit ... Es ist nicht

wahr, daß der Krieg gegen einen Fremden ein »heiliger« sei; es ist eben so wenig wahr, daß die Erde »nach Blut dürste«. Der Krieg ist verflucht von Gott, ja sogar von den Menschen, die ihn führen, und die ein geheimes Grauen vor ihm empfinden. Die Erde aber dürstet nach nichts anderem, als nach frischem Regen für ihre Flüsse und nach reinem Tau für ihre Blumen.

Jean Paul (zitiert in der Fackel, April 1916):

Das Unglück der Erde war bisher, daß zwei den Krieg beschlossen und Millionen ihn ausführten und ausstanden, indeß es besser, wenn auch nicht gut gewesen wäre, daß Millionen beschlossen hätten und zwei gestritten. Denn da das Volk fast allein die ganze Kriegsfracht auf Quetschwunden zu tragen bekommt, und nur wenig von dem schönen Fruchtkorbe des Friedens, und oft die Lorbeerkränze mit Pechkränzen erkauft; da es in der Mordlotterie Leiber und Güter einsetzt, und bei der letzten Ziehung (der des Friedens) oft selber gezogen, oder als Niete herauskommt: so wird eine verlierende Mehrheit viel seltener als die erbeutende Minder—Zahl ausgedehntes Opfern und Blüten beschließen.

Ludwig Börne (zitiert in der Weltbühne, Dezember 1920):

... Dabei fiel mir ein, wie nötig und nützlich es wäre, einmal mit Ernst und Würde, doch in einer faßlichen, Kindern und Weibern und kindisch—weibischen Männern verständlichen Sprache die Greuel und Verrücktheiten der monarchischen Regierungen zu besprechen. Es ist unglaublich, mit welcher Unverschämtheit die Fürsten und deren Götzendiener die Fieberphantasien und Krämpfe der französischen Revolution zu vorbedachten Verbrechen stempeln und diese Verbrechen als Notwendigkeit, als angeborene Natur jeder Republik darstellen! Es ist unglaublich, mit welcher blöden Geistesträgheit so viele Menschen diese dummen Lügen annehmen; denn sie brauchten nur eine Stunde lang die Weltgeschichte zu durchblättern, um mit Schamröte zu erfahren, wie grob man sie getäuscht. Drei Jahre lang haben die Greuel der französischen Revolution gedauert: diese rechnet man.

Aber daß die schweizerische Republik jetzt schon fünfhundert Jahre schuldlos lebt, daß die amerikanische Republik keinen Tropfen Bürgerblut gekostet, daß Rom ein halbes Jahrtausend, daß Athen, Sparta, die italienischen Republiken des Mittelalters, die vielen freien Städte Deutschlands ein vielhundertjähriges Leben glücklich und ruhmvoll vollendet: das rechnet man nicht! Und die Gewalttätigkeiten der französischen Revolution haben nur das sinnliche Glück Derer zerstört, welche jene betroffen; aber die Gewalttätigkeiten der Monarchien haben die Sittlichkeit der Bürger verdorben, haben Treue, Recht, Wahrheit, Glaube und Liebe rund umher ausgerottet und haben uns nicht bloß unglücklich gemacht, sondern uns auch so umgeschaffen, daß wir unser Unglück verdienen.

Darum habe ich mir vorgenommen: es soll mein nächstes Werk sein, die Unschuld der Republiken zu verteidigen und die Verbrechen der Monarchien anzuklagen. Zwanzig Jahrhunderte werde ich als Zeugen um mich herum stellen. Vier Weltteile werde ich als Beweisstücke auf den Tisch legen, fünfzig Millionen Leichen, denke ich, werden den Tatbestand des Verbrechens hinlänglich fest-

stellen, und dann wollen wir doch sehen, was die Advokaten der Fürsten darauf zu antworten finden.

* * *

Festsaal des Niederösterreichischen Gewerbe—Vereines, Mittwoch 12. Januar, halb 7 Uhr:

Die lustigen Weiber von Windsor, Lustspiel in fünf Aufzügen von Shakespeare; übersetzt von Wolf Heinrich Graf Baudissin (Schlegel—Tieck'sche Ausgabe), bearbeitet vom Vorleser.

Auf dem Programm die Bemerkung zur ersten Vorlesung (24. Mai 1916, zur Feier von Shakespeares 300. Todestag). Die Nicolai'sche Musik vor Beginn und in den Pausen, Verwendung von Motiven in der Elfen—Szene: Dr. Viktor Junk.

Der volle Ertrag — siehe Vorlesung 14. Dezember, Preise etwas niedriger —: K 9002,60 ist zu zwei Dritteln dem Britischen Kinderhilfswerk (Bankhaus Schoeller und Co., I. Wildpretmarkt 10) zugeführt worden; der Rest der Aktion »Rettet die Jugend« (Vizepräsident Dr. Gustav Harpner, I. Wipplingerstraße 14) und der Frau, die eine Pfründe von monatlich 24 Kronen bezieht.

Berlin, Meister—Saal, 23. Januar, 7 Uhr:

I. Aus: Die Riesentanne / Da die Monarchisten nicht alle werden (drei Zitate) / Aus: Klarstellung. — Die letzten Tage der Menschheit: Wachstube / Kastelruth / Winter in den, Karpaten / Wallfahrtskirche / Moschee / Erzherzog Friedrich (mit Vorbemerkung¹) Der Optimist und der Nörgler (Feldpostbriefe). — Post festum.

II. Die Republik ist schuld / Umsturz / Restauration / Wohnungswechsel. — Nach zwanzig Jahren. — Apokalypse (mit Vorbemerkung) / Silvesterruf an die Welt.

Klindworth—Scharwenka—Saal, 24. Januar, 7 Uhr:

I. Vorwort² — Pandora. Von Goethe.

II. Worte in Versen: Die Flamme der Epimeleia / Memoiren / Magie / Der Anlaß / Leben ohne Eitelkeit / Bange Stunde / Vor dem Einschlafen / Hypnagogische Gestalten / Jugend / Traum / Eros und der Dichter / Der tote Wald / Die weiblichen Hilfskräfte / Silvesterruf an die Welt.

Ebenda, 28. Januar, 7 Uhr.

I. Faust II. V, Akt (ohne die letzte Szene; Begleitmusik wie in Wien nach Angabe des Vorlesers: Dr. Heinrich Zellner).

II. Brief Rosa Luxemburgs (mit Vorbemerkung) / Antwort an Rosa Luxemburg von einer Unsentimentalen — Militarismus / Schnellzug / Dichterschule / Monolog des Alfred Kerr / (Zum Gedenken eines wahren satirischen Geistes) Der Zoologe von Berlin. Von Frank Wedekind / Immer feste druff / Wohnungswechsel / Die Republik ist schuld / Mord in Ungarn / Franz Joseph. — Schluß des »Nachrufs« (mit Vorbemerkung³).

1 Nr. 554 — 556, S. 23, 4. Z. v. u. [KK] Seite 15, 16. Zeile von unten in dieser Ausgabe

2 Nr. 557 — 59, S. 28 ff. [KK] Seite 20 in dieser Ausgabe

3 Nr. 546 — 550, S. 25 [KK] Seite 16 in dieser Ausgabe

Sezession, 30. Januar, 7 Uhr:

Vorwort. — Shakespeare: »Die lustigen Weiber von Windsor« (Niccolai—Ouvertüre: die Herren Schleuning und Geist. Musik nach dem 2., nach dem 3. Akt und zur Elfen—Szene: Dr. Heinrich Zeller).

Von dem Ertrag der Berliner Vorlesungen sind 18.953 Kronen den Aktionen »Rettet die Jugend« und »Rossauer Kinderhort« (Siehe S. 83 ¹), dem Arbeiterverein »Kinderfreunde«, einem notleidenden Lehrer und anderen wohlthätigen Zwecken zugewendet worden. (Dazu eine Spende von 2000 K für Wiener Kinder und Kriegsblinde.)

*

Vorbemerkung zu »Apokalypse:

Ich lese jetzt mein Gedicht Apokalypse, das bald nach seinem Erscheinen als Plagiat erkannt worden ist. Ein gewisser Albert Ehrenstein, unter den Schwachköpfen der neueren Literatur ein nicht ganz unbegabter, hat bekanntlich und sogar an der Hand einer überaus drastischen Gegenüberstellung nachgewiesen, daß in diesem Gedicht, welches 100 Verszeilen hat, nicht 14 ganz von mir sind, während alle andern aus dem Vorstellungs—, ja Wortmaterial der Bibel, das heißt der Luther—Übersetzung der gleichnamigen Apokalypse des Johannes zusammengesetzt sind. Daß ich auch manches der van Essischen Übersetzung entlehnt habe, soll der Gerechtigkeit halber nicht verschwiegen sein.

*

MONOLOG DES ALFRED KERR

(Aus der Buchausgabe der »Letzten Tage der Menschheit«)

Alfred Kerr (an seinem Schreibtisch, ein Rumänenlied dichtend): Ich bin ... fertig. Das heißt: mein Rum ... änenlied.

(Er liest laut)

In den klainsten Winkelescu
Fiel ein Russen—Trinkgeldescu,
Fraidig ibten wir Verratul —
Politescu schnappen Drahtul.

Alle Velker staunerul,
San me große Gaunerul.
Ungarn, Siebenbürginescu
Mechten wir erwürginescu.

Gebrüllescu voll Triumphul
Mitten im Korruptul—Sumpful
In der Hauptstadt Bukurescht,
Wo sich kainer Fiße wäscht.

Leider kriegen wir die Paitsche
Vun Bulgaren und vun Daitsche;
Zogen flink—flink in Dobrudschul,
Feste Tutrakan ist futschul!

Aigentlich sind wir, waiß Gottul,

1 Seite 57 in dieser Ausgabe

Dann heringefallne Trottul,
Haite noch auf stolzem Roßcu,
Murgens eins auf dem Poposcu!

Ku ... unst ist mir zugleich Mu ... use und versorgt mich mit Bu ... utter.
Zu diesem Behu ... ufe habe ich nie den Verdacht u ... ungewaschener Versfiße
gescheut. Und so ist mein Ru ... hm und auch mein Rumänenlied entstanden.

Denn es dichtet Alfred Kerrul
täglich was sich reimt für Scherul.
Doch er ist kein solches Rossul,
sondern kerrt zurück zu Mossul.

Ecco.
(Verwandlung.)

*

Vorwort zur letzten Berliner Vorlesung:

Ich habe die Reihe meiner Vorlesungen mit dem frommen Wunsch eröffnet, daß man, solange die Welt noch brennt, das Zeitungspapier, das zum Unterzünden des Weltbrands so gute Dienste getan hat, nun ganz hineinwerfen möge, ich gebe am Schlusse dem persönlichen Glücksgefühl Ausdruck, daß meine Vorlesungen unbelobt, ungeschmäht, *so und so unbesudelt geblieben sind*. Doch bei einer dieser abscheuerregenden Gedenkfeiern, wo die Kultur-einbrecher ihr schweres und verantwortungsvolles Handwerk zu rühmen pflegen, ist neulich das bescheidene Wort gefallen, daß jedes Volk die Presse habe, die es verdient. Wenn dem so ist, so verlasse ich Ihre Hauptstadt mit dem herzlichsten Mitgefühl und mit der Gewißheit, daß kein Kriegsausgang an diese Katastrophe heranreichen könnte. Noch aber möchte ich hervorheben, daß ich in der Damenspende des Presseballs — denn dieser traurige Beruf hat sich in Not und Tod noch die Laune bewahrt, zu tanzen — unter andern Greueln einen Satz des Herrn *Heinrich Mann* gefunden habe, der sich nicht schämt, seiner Scham, dort mitzutun, den folgenden Ausdruck zu verleihen:

Über Abgründe tanzen, weil es Abgründe sind, ist immerhin mehr wert als nie von Ihnen erfahren.

Nun, daß es heute Menschen geben soll, die nie von den Abgründen erfahren, glaubt der Schäker wohl selbst nicht, wenn er nicht eben die Tänzer des Presseballs und ihre geistigen Komplizen meint, die dann dämonisch stilisiert wären und die doch weit besser mit dem Wort charakterisiert sind, das sich als die Devise der Überlebenden, als das feurigste Schieberbekenntnis heute im Blatte des Herrn Theodor Wolff findet — selbst die Neue Freie Presse würde sich genieren, so etwas als Feuilleton zu drucken —:

Irgendwie will man doch auch nach dem jahrelangen Schießen Einmal wieder genießen ...

Ich kehre nach Österreich zurück, das Hans Müller und Rudolf Lothar hervorgebracht hat, mit dem Bewußtsein, daß wir den Stolz, zwei solche Kerle zu haben, doch erst in Berlin lernen können. »Immerhin« aber trage ich, im Gegensatz zu Herrn Heinrich Mann, zwei Eindrücke davon, die mich ganz an-

ders stimmen: die Tanzmusik, die die blinden Soldaten in der Friedrichstraße machen, und den Satz, den ich heute — am 30. 1. des Jahres 1921 — in Berlin gedruckt gelesen habe:

Man lacht über Morgan, brüllt über Falkenstein und quietscht bei der Werkmeister.

In diesem Sinne und in der Hoffnung, daß wir uns alle aus der Zeit solcher Geräusche hinüberretten mögen, will ich Shakespeares Humor dienen.

* * *

Gegen die Rezipienten ist man fast so wehrlos wie gegen die Korrespondenten. Ein Verbot in jedem einzelnen Falle, wo die Erlaubnis erbeten wird, ist mühselig, wird keine Antwort gegeben, so gilt als Erlaubnis und zumeist wird sie gar nicht erbeten. Auch kommt es vor, daß sie dem Gast der fremden Stadt persönlich, in der Pause des eigenen Vortrags, in einem Augenblick, der die Ablehnung als Härte empfinden ließe, und mit guter Benutzung zugänglicher Nerven, einfach abgenommen wird. (Die ungeschützte Lage der »Künstlerzimmer« macht ja die Vortragsreisen zu einem immer schwierigeren Unternehmen.) Und so grassieren denn die Programme, in denen — von der Ausnahme weniger, mit reinem Kunsteifer beflissener Vortragenden abgesehen — mein Name keinem Hörer unerwünschter sein kann als mir, der sie nie hören wird. Aber alles muß man sich doch nicht gefallen oder so widerspruchslos über sich ergehen lassen, daß Ahnungslose meinen könnten, man sei sogar daran noch mit seiner Zustimmung beteiligt: zum Beispiel den Titel, unter dem ein »literarischer Abend«, der E. T. A. Hoffmann, Poe, Brjussow, Baudelaire, Karl Kraus und Christian Morgenstern umfaßt, in Berliner Blättern angezeigt wird: »*Satan und Satyr*«. (»Und das war geistreich«, bemerkt ausdrücklich ein Kritiker.) Nach den Satanen bin offenbar ich von dem Meister als Satyr erkannt worden und da es bei Berliner Geschäften ohne Aufmachung nicht geht, so hat sich eben dem düstern Satan der mehr lose Satyr gesellt. Aber selbst ein Ausrufer der Friedrichstraße, dessen Zunge ja derlei ohneweiters bewältigen würde, dürfte wissen, daß ein Satiriker nicht die Bohne mit einem Satyr zu schaffen hat, so 'nem Waldgott mit Bocksfüßen und Schwanz, sondern daß er sich vielmehr von der satura, der Fruchtschale herleitet, die aber heute so unerschwinglich ist, daß ich mich als Satiriker begnügen muß vom neudeutschen Geistesleben saturiert zu sein, es satt zu haben (satur) und die dortigen Meisters zu bitten, ihre freundliche Hilfe künftig zu versagen, weil ichs schon von alleine machen werde.

*

»Karl Kraus hat außer sich selbst kaum einen zweiten Sprecher wie ihn«, hieß es gerade in den Tagen, als ich selbst sprach. Aber zum Glück sprach man nicht über mich, weil man von mir keine Freikarten bekommt. Irgendwie müßte die Welt aber doch erreichen können, daß man überhaupt nicht spricht. Denn was immer sich heute auf der journalistischen Szene begibt, ist das »Satyrspiel nach der Tragödie«, das aber die Neue Freie Presse vorsichtshalber »Satirspiel« nennt.

Mittlerer Konzerthausaal, 6. Februar, 3 Uhr:

I. Aus: Klarstellung / Die Republik ist schuld / Zu Pfingsten — Die letzten Tage der Menschheit: Wallfahrtskirche / Kriegsarchiv / Der Riese und der Zwerg / Bei Udine / Kommers / Bahnhof bei Wien. — Der Traum ein Wiener Leben (1910, mit Vorbemerkung.) — Nach zwanzig Jahren.

II. Nach sechsjähriger Unterbrechung / Vorwort zu einer Berliner Vorlesung. — Monolog des Alfred Kerr / Der Zoologe von Berlin. Von Frank Wedekind. — Dichterschule / Leben ohne Eitelkeit / Eros und der Dichter / Silvesterruf an die Welt.

Ein Teil des Ertrags ist einem Kinderhort für die in den feuchten Arrestantenzimmern der Rossauer Kaserne wohnenden Kinder zugewendet worden. (Gemeinderätin Rudolfine Fleischner, IX., Lichtensteinstraße 107.)

*

Vorbemerkung zu »Der Traum ein Wiener Leben«:

Ich lese nun die ältere Satire »Der Traum ein Wiener Leben«, weil es um so spannender ist, wie alle Wirrnis dieses Traumes heute kaum mehr ans Leben heranreicht, ans »Wiener Leben ein Traum«. Nicht ohne Rührung wird man vernehmen, daß der Einspännerkutscher in den übertreibenden Maßen dieser Vision 220 Kronen begehrt hat.

* * *

Ebenda, 20. Februar, 3 Uhr:

I. Zu Pfingsten / Unsichere Kantonisten. — Alle Gebildeten begreifen / Eine Überraschung von ungewöhnlicher und, um es gleich zu sagen, höchst sympathischer Art / Der Mejstrik—Preis / Was nützen ihm die Tausendkronennoten? / Sie regnet / Berichtigung eines sinnstörenden Druckfehlers / Die Tote. — Das Ehrenkreuz [1909] / An den Polizeipräsidenten.

II. Aus: Ein christlicher Dreh / Um den Reigen. — Mödling und Wien. — Die letzten Tage der Menschheit: Monolog des Alfred Kerr / Der Riese und der Zwerg / Bahnhof bei Wien / Wallfahrtskirche. — Aus: Neujahrgeschenke. — Der Lacher. — Silvesterruf an die Welt.

Ein Teil des Ertrags für den Arbeiterverein »Kinderfreunde«.

Trotz eindringlichem Ersuchen — das wie in allen Fällen von jenen, die sich Verehrer der Fackel nennen, also wahrscheinlich deren Leser sind, ignoriert wird —, hat die Gepflogenheit, an den Verlag der Fackel oder an deren Herausgeber Geldbeträge für wohltätige Zwecke zu übersenden, keinen Abbruch erfahren. Mit allem schuldigen Dank für diese Zuwendungen wie gewiß auch für die gütige Absicht, sie mit der Anregung durch die Fackel oder die Vorlesungen sichtbar zu verknüpfen, muß wiederholt werden, daß solche Freundlichkeit auch auf direktem Wege betätigt werden könnte und wenn der Spender Wert darauf legt: unter Verständigung des Empfängers vom Anlaß der Wohltat, oder auch, wenns sein muß, des Verlags von deren Ausführung. Dieser ist sich ganz und gar bewußt, daß er, indem er die Vermittlung von Spenden ablehnt, die Institute, denen sie zufließen würden, leider verkürzt, und er weiß auch andererseits, daß er als etablierte Sammelstelle — mit der Garantie des öffentlichen Ausweises — für Wohlfahrtszwecke vielleicht so viel

zustandebringen könnte wie die Administration irgendeines Tagesblattes, die mit dem guten Zweck auch den schlechteren einer wohlthätigen Reklame fördert. Es ist ohneweiters verständlich, daß der Verlag der Fackel, dessen Apparat hinreichend damit beschäftigt ist, die aus Vorlesungserträgen abgeführten Gelder zu verwalten und zu registrieren und etwa noch die Marken, mittels deren lästige Briefschreiber eine Antwort herbeiführen wollen, zu sammeln, sich auf jenes System nicht einlassen kann, daß er aber Spenden auch nicht übernehmen könnte, ohne sie öffentlich oder wo der Geber genannt ist, brieflich zu quittieren. Es muß darum abermals dringend ersucht werden, von der Überweisung von Geldern an den Verlag oder gar an die Privatadresse des Herausgebers, über die ein noch schwierigerer, zeitraubender und arbeitsstörender Umweg zu dem eigentlichen Bestimmungsort führt, absehen zu wollen. Mit allem Dank für die Güte, die über dem Zweck die Mühe der Mittelsperson außeracht läßt, wird gebeten, Geldbeträge weder durch die Post zu senden noch auch, wie es gleichfalls vorkommt, in das »Künstlerzimmer« gelangen zu lassen. Die anonyme Spende von 1000 Kronen, die auf diese Art am 2. Januar übernommen und einem der auf dem Programm genannten Wohlfahrtsinstitute zugewiesen wurde, wird hiermit ausnahmsweise und dankbar bestätigt. Mit der Bitte um Abkürzung des Wegs, dessen Ziel doch weit wichtiger als jeder Aufenthalt ist, wird aber zugleich die Hoffnung ausgesprochen, daß die freundlichen Spender nicht etwa aus dem Grunde, weil zu ihrer eigenen Mühe einer Sendung künftig nicht auch die fremde hinzukommen möchte, sie überhaupt unterlassen werden. Das Beispiel jener vielen, die von einem auf dem Programm angebrachten Appell oder auch nur aus Dankbarkeit für Vorlesungen sich bestimmt fühlten, an den Zentralverband für Kriegsbeschädigte, an eine arme Innsbrucker Familie oder an die »Kinderfreunde« hohe Beträge — wie 3200 und 4000 Kronen — direkt zu überweisen, möge ihnen kundgeben, daß die Anregung der Fackel auch ohne deren Vermittlung wirksam sein kann,

* * *

Im musikalischen Anhang zu »*Das Notwendige und das Überflüssige*« (Bearbeitung der »Beiden Nachtwandler«) Nr. 5 »Chor der Bedienten« gehört im untersten System vor die rechte Hand der Klavierbegleitung ein Baßschlüssel statt des Violinschlüssels.

Bei dieser Gelegenheit sei versichert, daß sich der Bearbeiter des Nestroyschen Meisterstücks jener zahlreichen Leser der Fackel schämt, die, obwohl der volle Ertrag dieser Ausgabe der Kinderfürsorge zufließt, ihren Ankauf für überflüssig halten. Sie mögen die Treulosigkeit gegen seinen literarischen Geschmack als ihr Recht behaupten. Aber er kann ihnen, da solche Fälle beweisen, daß sie seinem eigenen Werk nur aus stofflichen, nicht aus künstlerischen Gründen anhängen, eine Lektüre erschweren, die sie für notwendig halten. Er erwartet, daß, wie es gelungen ist, vor widerspenstigen Hörern die Autorenvorlesungen gegen das Interesse für die »aus eigenen Schriften« durchzusetzen, auch die widerspenstigen Leser sich nunmehr dem billigsten Buch, dessen Lektüre schon für sich selbst einen wohlthätigen Zweck erfüllt, nicht mehr abgeneigt zeigen werden.

*

In *Worte in Versen* IV, »Bange Stunde« S. 64, 3. Z. v. u. soll es statt »verbehalten«: vorbehalten heißen.

In Nr. 554 — 556, S. 34, Z. 3 ist statt »Entritt«: Eintritt zu lesen.

In Nr. 557 — 560, S. 33, Z. 11 v. u. ist die Silbe »er—« zu streichen. Ebenda, S. 1 soll die Zelle unter dem Titel lauten: Gesprochen am 8. Dezember (statt »am 8. und am 14. Dezember.). S. 20 Z. 14 ist statt »Piyama« Pyjama; S. 23, Z. 15 v. u. statt »totgeweihten« todgeweihten zu lesen.

Was ein Blick in die Wiener Presse an sprachlicher Edelzucht bemerkt, das ist gar nicht zu sagen:

Darüber entstand ungeheure Erregung in den sozialdemokratischen Bänken. Einige der größten Schreier wollten auf den Minister losgehen, wurden *dabei* von den Christlichsozialen *darán* gehindert. *Dadurch* entstand das übliche Gedränge vor der Ministerbank ...

... daß der Privatankläger auf hypnotischem Wege versuchte, eine Dame *sich ihm* gefügig zu machen ... und zeichne hochachtungsvoll Dr. Herzberg—Fränkel.

Und natürlich ist, die Untersuchung wegen eines Eisenbahnunglücks im Zuge, was gleichzeitig von einer Zollrevision gewünscht wird.

* * *

Die Nachkommen werden es unbedingt einmal als eine Schande des zweiten Dezenniums des zwanzigsten Jahrhunderts brandmarken, daß der geistige Arbeiter dieser Periode auf eine so tiefe Stufe der Verelendung herabsinken konnte, wie wir es erlebten. Es gab — man möchte es nicht glauben, wenn sich Wahrheit nicht beweisen ließe — Wiener Gelehrte, die in zerrissenen Schuhen einhergehen mußten, da sie nicht über die nötige Summe verfügten, um sich für horrenden Preis neue anzuschaffen. In Wien existiert ein begabter lyrischer Dichter — *nomina sunt odiosa* — der, schwer an Rheuma leidend, zwei Jahre lang keinen ganzen Schuh an seinem Fuße gesehen hatte.

Es ist das Lied vom Universitätsassistenten und der Waschfrau, die zumal dort, wo sie in einer Person vereinigt sind, einen publizistischen Streit darüber führen, wer mehr zu verdienen habe. Ach, über das wahre Elend wäre kein Wort zu viel gesagt, wenn nicht jede Phrase, mit der der Journalismus seinen sozialen Sinn für den Lederwucher ornamentiert und in der nur der Haß gegen die »manuelle Arbeit« echt ist, den Zugang dazu sperrte. Daß ein verdreckter Staat mehr Waschfrauen als Männer der Wissenschaft braucht, ist leider wahr; aber solange er auch zu viel Redakteure hat, wird sich das Mißverhältnis nicht ändern. Was den begabten lyrischen Dichter anlangt, so besteht gar kein Grund, den Fall in diesem Zusammenhang zu betrachten. Denn fürs erste ist es zweifelhaft, ob er es ist, und dann ist es ganz in Ordnung, daß auch im reichsten Staat einer von der Lyrik nicht leben kann. Sie wäre sonst keine. *Nomina sunt odiosa*; das würde sich zumal dann herausstellen, wenn man sie nannte. Es ist sicherlich die größte aller Infamien, daß die Gesellschaft, welche die Neue Freie Presse hält, die Abonnementsgelder nicht lieber dafür verwendet, arbeitswilligen Menschen zu ihren Notwendigkeiten, also auch zu ganzen Stiefeln zu verhelfen, anstatt sich solche über das Thema vorsetzen zu lassen. Denn es hat nicht das geringste mit der lyrischen Begabung zu schaffen. Gelehrter kann man werden, Lyriker muß man sein. Je-

nen zu erhalten, ist ein soziales Problem innerhalb des Staates. Diesen hätte ein Idealstaat zu erhalten. Solange Österreich nicht einmal ein Staat ist, ist nur der Fall zu beklagen, daß einer, der hier existiert und um zu existieren irgendeinen der dem Leben unentbehrlichen Berufe ausfüllt oder suchen muß, keinen ganzen Schuh an seinem Fuß hat. Ein gutes Gedicht könnte von keiner wie immer gearteten praktischen Arbeit verhindert werden; ein schlechtes ist zumeist der Vorwand, keine leisten zu müssen. Auf die Versicherung der Neuen Freien Presse hin, daß einer ein begabter lyrischer Dichter sei und keinen ganzen Schuh habe, kann man nicht zum Mitleid gestimmt werden. Wenn die Verse schlechter sind als die Schuhe, sollte man selbst die ihm noch abnehmen, um sie einem armen Teufel, der kein Gedicht macht, zu geben, ihm selbst aber neue, wenn er keins mehr macht.

* * *

VOM PARNASS

Eine Anzeige des »Wiener Leonhardt—Verlags« im Börsenblatt für den deutschen Buchhandel:

Zwei interessante spannende Romane,
WIE SIE DIE VERDIENER UND NEUEN REICHEN SUCHEN:
flott, mondän im Kinostil.

* * *

MATERIAL ÜBER DIE FACKEL

und nicht etwa über die in Frankfurt erscheinende, sondern:

Festnahme des Herausgebers der »Fackel«

(Ein Choral »Endlich!« durchbraust die Lüfte)

Am Sonnabend, dem 5. d. M., ist der Herausgeber der »Fackel«, Paul Berner, Leipzig—Schleußig, Stieglitzstraße 9, wegen versuchter Erpressung festgenommen worden. Auf Veranlassung der Staatsanwaltschaft werden alle Personen, die außer den bereits bekannten Geschädigten durch strafbare Handlungen Berners finanziell benachteiligt worden sind, ersucht, sich sofort bei der Kriminalabteilung zu melden.

Immerhin ist es bezeichnend für die geistigen Möglichkeiten Deutschlands, daß der Anschluß der Fackel, der Zugang zu einer ahnungslosen Leserschaft durch solche Weglagerer, denen eine schweigende Presse zu Hilfe kommt, seit Jahrzehnten erschwert wird, und bezeichnend für die dortige buchhändlerische Moral, daß sich der Verlag der Fackel genötigt gesehen hat, auf Kommissionäre zu verzichten, denen die gleichzeitige Vertretung solcher Schmach denkbar erschien.

* * *

Es dürfte nicht unbemerkt bleiben, daß in diesem Heft wiederholt und öfter als sonst Ausdrücke wie Chuzpe, Gewure, Mezzie, Rebbach, Nebbich, Ponem, ja sogar Asis—Ponem vorkommen. Man darf aber nicht vergessen, daß

es sich um Fragen und Probleme des deutschen Geisteslebens handelt, für dessen erschöpfende Darstellung ich allerdings häufig von einem Tineff ausgehe.

Mödling und Wien

Anton Wildgans, der Autor einer Literatur, in der Privatempfindungen, die wenn man sie hat zu haben löblich ist, zu leicht faßlichem Ausdruck gebracht werden und der Begriff, den das Publikum von der Lyrik hat, in vorbildlicher Art erfüllt erscheint; der Typus, in dessen geistigem Umkreis sich in einer jeden Zweifel ausschließenden Weise das Schöne mit dem Guten paart, ohne daß das Erlebnis mehr als Zustimmung bewirkte; und in dessen Wortschöpfung nichts prädestiniert ist als der Bauernfeldpreis; der Vertreter einer Produktion, die in der soliden Darbietung dessen, was sich der Leser auch schon gedacht hat, weit kunstverderblicher wäre als das Treiben der Worthanswurste, wenn dieses nicht doch gefährlicher wäre als die Gesinnung, die über die Form verfügt: ist Burgtheaterdirektor geworden. Denn daß der Krieg Herrn Wildgans unter Aufopferung seiner dem Allmenschentum zugewandten Gefühle und nach Einstellung des »sozialen Zugs« auf der vorrätigen Höhe einer zum Weißbluten gerichteten Begeisterung gefunden hatte, geniert die Republik um so weniger, als er ja dafür einer der ersten war, die dem Feinde die Bruderhand entgegengestreckt haben. Wenn es nicht so ganz gleichgültig wäre, wer heute Burgtheaterdirektor wird — ähnlich wie es in Zeiten schauspielerischen Hochstandes gleichgültig war, den ja selbst Burckhard nicht herabdrücken konnte —, so wäre es schon ein Grund, sich zu schämen. Es genüge aber, die Haltung einer Presse zu würdigen, die wie in allen deutsch-österreichischen Lagen und Belangen auch hier ihre Männer gestellt hat. Sie, die nicht ansteht, Herrn Wildgans zu bezeugen, daß er »mit einem erlesenen literarischen Gepäck« — also Reiselektüre — »in das Haus auf dem Franzensring einzieht« und daß »mit ihm ein starker Könnner auf dem Fauteuil des Burgtheaterdirektors Platz nimmt«, macht in solchen Fällen einen Vorbehalt: »Ob sich dieses Können auch auf den praktischen Theaterbetrieb erstreckt, wird freilich erst zu erweisen sein.« Diese Wahrheit, die sicher weniger bestreitbar ist als jeder Satz, der je in einer Wiener Zeitung gedruckt war, war in allen zu finden, und ein arischer Kritiker hat ihr den in seiner Schlichtheit noch überzeugenderen Ausdruck gegeben:

Ob er sich als Leiter des Burgtheaters bewähren wird, das wird sich erst zeigen müssen.

Wenn man sich fragte, wozu Gott die Druckerschwärze erschaffen hat, würde einen vollends der Anblick der folgenden Erklärung, zu der jener fortsetzte, mit Vertrauen in einen höheren Plan erfüllen:

Wir haben nicht alles, was er uns als Dramatiker brachte, widerspruchslos hingenommen, sondern an seinen Werken oft scharfe Kritik geübt, werden ihm aber vollkommen unparteilich und unvoreingenommen gegenüberzutreten und abwarten, was er uns *zu sagen*, und *noch mehr*, was er uns als Direktor an neuen Werken und durch Wiederaufbau des alten Spielplanes *geben wird*.

Es ist die Darbietung eines jener Sprudelgeister, von denen Hans Schließmann, dessen gesprochener Ingrimme lebendiger war als sein zeichnerischer Humor, zu versichern pflegte, daß ein Papagei ein Goethe daneben sei. Worin aber die Zeitungen aller Glaubensbekenntnisse einig waren, das war

die entschiedene Anerkennung, daß Wildgans in Mödling wohne und zwar in Zurückgezogenheit.

Er wohnte bisher in Mödling, das ist beinahe ein Charakterzug, jedenfalls ein Beweis, daß er sein Gesundheitskapital vor der nervenzerstörenden Hetzjagd der Großstadt zu schützen verstand.
Also beruhigender Ausblick auch in dieser Richtung.

Die Republik Österreich, die sichtlich bestrebt ist, auf ihre hervorragenden Posten Cincinnatusse frischweg von ihrer ländlichen Betätigung zu holen (wobei für Leser der Reichspost ausdrücklich bemerkt sei, daß dieses Wort nicht Tschintschinnatus ausgesprochen wird), scheint nach dieser Richtung mit Wildgans einen Treffer gemacht zu haben, wiewohl man sich eigentlich wundern muß, daß sie nicht gleich auf Csokor gegriffen hat, der, gleichfalls Lyriker, noch weiter weg, nämlich in Sittendorf haust. Natürlich verhielt sich Wildgans, als sie ihn am Pflug antrafen, dem Antrag gegenüber anfangs ablehnend und erst die letzten Verhandlungen konnten ihn wie vorauszusehen war bewegen, zuzusagen. Gerade ihm läßt sich ja die Liebe zur Scholle — die mit dem gleichnamigen Literaturverein verwechselt werden möge — nachempfinden. Hatte doch Wildgans in flammender Begeisterung »zur« Heimat seinerzeit sogar ein Kriegsgebet verrichtet »in dem schweren aufgezwungenen Streite« — sind wir doch umrungen von lauter Feinden, wie einst ein Möbelpacker mir zurief —, das ihm die Reichspost nicht vergessen wird und kann. Er habe hier »eine der prächtigsten Schöpfungen der Kriegslyrik gegeben« — die schon als Ganzes eine der prächtigsten Schöpfungen ist — »und von der Schönheit dieser Verse mögen die nachstehenden Zeilen künden«

Denn immer noch, wenn des Geschickes Zeiger
Des Schicksals große Stunde wies,
Stand dies Volk der Tänzer und der Geiger
Wie Gottes Engel vor dem Paradies.

Wenn die Reichspost richtig zitiert (und es nicht korrekter »dieses Volk« oder »Da stand dies Volk« heißt), so ist es, von der widerlichen Metamorphose von d'Geigerbuam in d'Cherubim abgesehen, eine der leersten, außen und innen falschesten Strophen, die je geschrieben und in der bei einer Staatsmännern wie Lyrikern gleich verfügbaren Fülle von Schicksal und Geschick nicht einmal dieses vorhanden ist. Wie die Grille singt und die Parze springt, der geborene vaterländische Dichter. Da aber Wildgans, was nach den Begrüßungen durch die Wiener Presse selbst der verbissenste Nörgler nicht mehr bestreiten wird, in Mödling wohnt, so war es immerhin ein Problem, wie man ihn erreichen könnte, um ihn nach seinen Plänen zu fragen.

Der neue Burgtheaterdirektor verblieb, während die für ihn nicht gleichgültige Entscheidung fiel, in seiner Mödlinger Villa. Wollte man also wissen, wie Dr. Wildgans seine Ernennung aufnehme, wie er sich zu den ihm gestellten neuen Aufgaben stelle, so mußte man sich der nicht leichten Aufgabe unterziehen, eine telephonische Verbindung mit Mödling zu bewerkstelligen.

Das Neue Wiener Journal zeigte sich dieser Aufgabe vollauf gewachsen.

Schließlich gelang es, ihn ans Telephon zu bekommen. Von der vollzogenen Ernennung zum Direktor des Burgtheaters hatte er noch *keine Ahnung*. Er *konnte daher ziemlich überrascht* die Gratulation entgegennehmen und die nächste Frage nach seinem künstlerischen Programm *natürlich* nur wie folgt beantworten:

»Mein Programm? Das kann ich Ihnen *natürlich* noch nicht entwickeln, da ich fünf Minuten früher gar nicht wußte, daß ich ein Programm zu entwickeln haben werde. Im übrigen beschäftigt mich

erst seit acht Tagen die Idee — so lange nämlich ist es her, daß Präsident Vetter mit dem ehrenvollen Antrag an mich herangetreten ist —, ich komme aus einem ganz anderen Milieu, als daß ich Ihnen ein Programm extemporieren könnte. Sie wissen, meine Beziehungen zum lebendigen Theater —

Schluß. Bald darauf brach — wie ein Lyriker den technischen Beamten nachempfinden wird, nicht mit Unrecht — der Telephonstreik aus. Wäre die Ernennung Wildgans in dieser großen Zeit erfolgt, so wäre uns auch das folgende erspart geblieben

»Ich habe es bis zum Auskultanten gebracht«, hat Anton Wildgans heute *mit einem gewissen Stolz auf eine telephonische Anfrage über seine Personaldaten aus Mödling* mitgeteilt.

Nämlich dem Herrn von der Neuen Freien Presse, der ihn telephonisch auskultiert (behorcht) hat. Ob der Staat nicht durchaus im Recht wäre, für Telephongespräche, die zwar nicht dringend sind, bei denen aber Stolz zum Ausdruck kommt, eine dreifache Taxe einzuheben, mag das Handelsministerium beurteilen. Die Herr Wildgans vorgesetzte Behörde schaue sich diesen Zuwachs an Würdelosigkeit an, den unser öffentliches Leben erhalten hat, diesen Cincinnatus, der vom Pflug weg jede Viertelstunde zum Telephon rennt, um einem Reporter seine Biographie zu erzählen. Und die Leser sollen festzustellen versuchen, ob der neue Burgtheaterdirektor stolz ist auf den Auskultanten, der er selbst war, oder auf die telephonische Anfrage, und ob diese aus Mödling an ihn gerichtet wurde oder vielmehr aus dem bei Mödling gelegenen Wien. Während er aber die Gratulation des Neuen Wiener Journals »entgegennahm«, scheint er sich der Neuen Freien Presse gegenüber anders verhalten zu haben.

Er lehnt vorderhand jeden Glückwunsch ab, er ist noch nicht ernannt, hat daher auch noch kein offizielles Programm und beschränkt sich auf die Mitteilung knapper Angaben. Geboren in Wien am 17. April 1881, absolvierte —

Ich bin um sieben entscheidende Burgtheaterjahre dem Herrn Wildgans voraus. So gewiß ich infolgedessen lieber Direktor des Mödlinger Stadttheaters werden wollte, so sicher würde ich abläuten, wenn eine Zeitung die Frechheit hätte, mich telephonisch zu fragen, wann ich auf die Welt gekommen bin.

Was Wildgans nicht erzählt, ist, daß er ein gutes Stück Welt gesehen hat — — Rechtsstudium eine zeitlang überhaupt aufgegeben — — weite Reisen — — bis nach Australien — — *betonter* Feind jeder Abhängigkeit — — *blaue Nebelferne* — — wieder eine juristische Epoche — — freier Schriftsteller — —

Das alles hätte er durchs Telephon auch noch erzählen sollen. Die Neue Freie Presse ist beinah pikiert, weil sie's selbst zusammenstellen muß. Eines, was er ihr auch nicht gesagt hat, hat sie kombiniert:

Seit einer Reihe von Jahren lebt Anton Wildgans in Mödling —

No ja, aber das ist nicht so, sondern hat eine Pointe:

— um von dort, wenn ihm diese Ortschaft allzu großstädtisch erscheint, einen Abstecher —

Aha, nach Wien! Schmecks:

nach Mönichkirchen zu machen,

Nach Wien ging Wildgans nur, um Burgtheaterdirektor zu werden und als betonter Feind jeder Abhängigkeit Journalistenstücke abzulehnen. Inzwischen hatte er freilich sein Programm vorbereiten müssen, das mit einem Wort vorweggenommen werden kann:

Der neue Direktor ist für das Burgtheater Optimist,

Eine nicht unerfreuliche Überraschung, da man allgemein erwartete, er werde dem um 1 Uhr versammelten künstlerischen und technischen Personal sagen, daß er der Berufung zwar aus Pflichtgefühl Folge leiste, jedoch überzeugt sei, auf einem verlorenen Posten zu stehen, weil der Niedergang des Burgtheaters ebenso bekannt, aber noch weniger aufzuhalten sei als der Zusammenbruch Österreichs. Die Wendung kam völlig unerwartet. Präsident Vetter, ein Republikaner, dessen Gesinnung mit der neuen Staatsform in einem gewissen Verwandtschaftsverhältnis steht, in das er sich leicht hineingefunden hat, von früher her schon ein Protektor der schönen Künste der Wiener Werkstätte, begrüßte den neuen Mann, der dem Vaterland das Opfer bringen will, »sein stilles Dichterheim« zu verlassen und sich »in die Welt zu begeben und gerade dorthin, wo sie am bewegtesten ist, wo ihm kein Tag beschieden ist, an dem er nicht mit Äußerlichkeiten zu ringen haben wird.«

Wir wollen es ihm alle herzlich wünschen, daß das, was er in dieser Welt erlebt, nicht nur für ihn als Direktor, sondern auch für ihn als Dichter fruchtbar werden möge.

Das walte Gott. Auf daß wir an dem Werke des Dichters noch die Spuren der Äußerlichkeiten erkennen mögen, mit denen er als Direktor gerungen hat.

Wildgans erwiderte, als stünde er noch in Mödling am Telephon, mit der Bitte, von ihm nicht allsogleich die Entwicklung eines Programms zu erwarten. Eines solchen bedürfe es auch nicht, denn er finde ein solches und mehr als ein solches bereits vor. Es ist, mit einem Wort, die Tradition des Burgtheaters. Fürwahr. Natürlich dürfe man keineswegs beim Seienden stehen bleiben, sondern es gelte zielvolles Fortschreiten und Schaffen. Denn wie der Gärtner zu Werke geht, indem er dem alten, aber kräftigen Stamme das junge Reis aufpfropft, so, ganz, genau so muß auch — euer Gnaden wissen eh.

Und da scheint mir denn der Augenblick für das Burgtheater und mich nicht ungünstig.

Nämlich mit dem Naturalismus ist es vorbei, natürlich hat er eine Funktion gehabt und hat sie auch erfüllt, aber jetzt gilt es wieder eine höhere Aufgabe. Der Strom des Weltgeschehens riß die tastende Bewegung notwendiger Entwicklung in seinen jähren Rhythmus. Werke, die ehemals Hammerschläge gewesen waren gegen die starrschließenden Tore allgemein gültiger Lebens— und Kunstanschauung pochten nun gleichsam ins Leere, weil jene Tore indessen aufgesprengt worden waren von der Revolution. Um die so eingerissene Verwirrung in Bahnen zu lenken, dazu ist eben das junge Reis nötig. Dieses, nämlich die junge Kunst strebt über die Zeit hinaus in die Zeiten, sie blickt nach dem Ewigen im Menschen und erfaßt so wieder inbrünstig den symbolischen Charakter aller dichterischen Gestalt. Sie hat den entschiedenen Willen zum hohen Stil und deshalb verbrüdet sich Streben mit den edelsten Traditionen des Burgtheaters, woraus sich zwanglose Übergänge, und hoffnungreiche Ausblicke ergeben, wenn es nämlich gelingt, den klassischen Geist mit dem modernen Geist zu vermählen. Natürlich ist manches bereits geschehen, und da ist es Pflicht, des Mannes zu gedenken, der als unmittelbarer Vorgänger des Herrn Wildgans das Verdienst hat, daß Herr Wildgans sein Nachfolger ist. So wahr er dieses Amt nicht leichten Herzens übernommen hat, so wahr er an dieser Stelle nur steht, weil es ihm als eine Pflicht erschien, in diesen wirren Zeiten dem Rufe, wenn er so sagen darf, der Heimat zu folgen (der fast so unabweislich ist wie vor kurzem der weniger verlockende des Vaterlands), ebenso wahr wird sein Ernst und Wille in diesem Hause immer nur auf die Sache gerichtet sein (die Sache wills), und sollte ihm dies eines Tages unmöglich

werden, so werde er gern wieder zurückkehren zu der harmonischen und fruchtbaren Abgeschlossenheit seines bisherigen Lebens.

Nach diesem Ausblick, der die einzige pessimistische Note der Freudenfeier darbot — der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt —, den aber den abgehärtetsten Mitgliedern des Ensembles zum Glück ein Tränenflor verhängte, und nachdem die Stile, Richtungen und Bestrebungen glücklich vermählt, verbrüdert, und vervettert waren, blieb nichts übrig als eine Entschädigung durch den letzten Süßstoff unsres Kulturlebens: die Zuckerkanal. Von Vetter und Wildgans gleich begeistert, rühmte sie nebst den kultivierten Formen vor allem die »Aufrichtigkeit« dieser Aussprache. Eine Durchschauerin. Vetter »bekannte sich zum Programm der Kontinuität« — er will nämlich Herrn Heine als Regisseur beibehalten — und Wildgans faßt »sein Amt als ein Bekennen seiner Weltanschauung« auf. (Dafür muß ich Steuer zahlen!) Und als ob sie's von ihm telephonisch gehört hätte, weiß sie, was in seinem Innersten vor sich geht.

Glaube an eine Jugend, die wieder zwischen Erde und Himmel, zwischen irdischer und himmlischer *Liebe* Begegnung webt; *Wissen* um den Weg einer in Blut gewordenen, dem Blutgrauen entrungenen Seelenheit; *Hoffnung* auf jene Poeten ... dies sind des Dichters Wildgans offen dargelegte Beziehungen zu des Direktors Wildgans künftigen Wirken ... »Dem Dichter dienen.« So hat Jaques Copeaus Weisung gelautet, die er seinen Schauspielern gab, als er sein ideelles Théâtre du Vieux Colombier eröffnete ... Ähnlichem Empfinden —

Schluß! Falsch verbunden! Nein, diese Stadt ist unmöglich. Wenn sie telephonieren will, möchte sie Kultur haben und wenn sie Kultur braucht, macht sie Halloh!, alles schwätzt durcheinander und es meldet sich niemand.

Neujahrsgeschenke

Sie haben es sich — außer Harden, der sich von der Strapaz ausruhte — nicht nehmen lassen, sich auch zu Neujahr einzustellen. *Hussarek*, der eben noch »An den Trümmern des Weltbrands« gestanden hatte, geht jetzt, um zu retten was noch zu retten ist, »Mit vereinten Kräften« ans Werk. In diesem Sinne bezeichnet er, der unterm Christbaum die Italiener Banditen genannt hat, nunmehr Massaryk und Kramarsch als »Konjunkturverräter« und meint, daß sie zur Gründung des tschechischen Staatswesens »nur Hinterlist und Tücke, nicht Arbeit und Schaffen« beigesteuert haben. Auch scheinen sie ganz zu vergessen, daß sie ihren Aufstieg »unter dem Schutze der jetzt mit Füßen getretenen habsburgischen Staatsidee vollzogen«, ein typischer Fall von Undank gegen Haus Österreich, denn es läßt sich nicht leugnen, daß diese Leute Österreicher waren, und nun gehen sie hin und gründen die Tschechoslowakei. Infolgedessen sieht sich *Hussarek* gezwungen, vor den Lesern der Reichspost das Programm Maria Theresias: *Fecisti patriam diversis gentibus unam* zu entwickeln, was jene zwar nicht verstehen, was aber soviel heißt wie, daß zu einem gutgeleiteten Bordell auch Böhminne, Slowakinnen, Polinnen, Ungarinnen, eventuell sogar Negerinnen gehören, wobei *Hussarek* bedauert, daß dieses Programm »nicht so weit verwirklicht werden konnte, um die Völker restlos zu befriedigen«. Die heutigen Zustände werden sich aber keineswegs halten und da *Hussarek* diese gepfefferten Dinge nur auf la-

teinisch sagen kann, so deutet er die Entwicklung mit dem Satze an: *Concordia parvae res crescunt, discordia maximae dilabuntur*, wovon aber die Leser der Reichspost nur den Hieb auf den jüdischen Journalistenverein verstehen, während sie vermuten, daß der zweite Teil des Satzes ein Kompliment für die Deutschösterreichische Schriftstellergenossenschaft enthalte. Zum Wiederaufbau jedoch »bedürfe es des ora et labora sittlicher Erneuerung im Geiste der Versöhnung und redlichen Schaffens im Geiste der Vereinigung«, natürlich mit besonderer Berücksichtigung des ora. Es kann kein Zweifel bestehen, daß sich der Umsturz nicht halten wird und der Untergang Österreichs nur ein Übergang ist. Da das nächste, was jetzt zu geschehen hat, die Wiedervereinigung ist, auf die alle Nachfolgestaaten schon lauern, so fehlt eigentlich nichts mehr als daß Hussarek die Form angebe, unter der Österreich auferstehen wird, um dann definitiv ewig zu stehn. Es muß etwas sein wie der Nestroysche Vorschlag »Wir werden uns schon zusamm' separieren«, der als österreichische Regierungsmaxime keineswegs ausgelebt hat. Aber eine neue zugkräftige Formel tut not.

Mag vielleicht die alte Form des inseparabiliter et indivisibiliter der pragmatischen Sanktion einer Erneuerung bedürfen —

Schon deshalb weil sie so schwer auszusprechen ist. Karl soll zum Beispiel die größten Schwierigkeiten haben und selbst Franz Joseph soll, wiewohl er sich hundert Jahre damit gerackert hat, immer nur etwas wie »difficibiliter« hervorgebracht haben und vollends die Erzherzoge glaubten, es bedeute »Im Separee« und »Zivilliste« oder »Syphilis« auf griechisch. Trotzdem sollen im Weltkrieg Tausende und Abertausende mit diesem Ruf auf den Lippen gestorben sein. Also, mag vielleicht die alte Form einer Erneuerung bedürfen:

den Völkern im Donaubecken wird erst dann die dauernde Sicherheit ihres politischen und wirtschaftlichen Daseins geboten sein, wenn sie sich wieder zum Grundsatz bekennen: Mit vereinten Kräften.

Hier versagt Hussarek. Alles schien dafür zu sprechen, daß er *viribus unitis* sagen werde, um die Zauberformel, unter der die Auferstehung Österreichs nur mehr eine Frage der Zeit ist und deren Segnungen teilhaftig zu sein sich die Nationen bald raufen werden, im Urtext zu zitieren. Hier wäre allerdings Gefahr gewesen, daß die Leser der Reichspost endlich einmal nach der Bedeutung der ihnen von älteren Friseurdiplomen bekannten Inschrift (lies: *viribus unitis*) geforscht hätten, und, in die Irre gehend, vielleicht auf die Vermutung gekommen wären, sie bedeute: »Kann man halt nix machen«. Womit sie freilich den Aussichten auf eine Vereinigung der Völker, die schon den Habsburgern das Donaubecken zuwenden, erheblich näher gekommen wären als Herr Hussarek.

Adalbert *Sternberg* — aus dem uradeligen Hause der — (um nicht mit dem gleichnamigen Julian verwechselt zu werden und sich von den engeren Kollegen Löwenstein und Dietrichstein wirksam abzuheben) versenkt sich, wie man zu Silvester noch einmal die Lichter am Christbaum entzündet, wieder in die Eigenart des *Homo austriacus* und ergibt sich dem stillen Gedenken verflüsselter Zeiten. Glücklicherweise ist, wer nicht vergessen kann, was doch nicht zu ändern ist, und in dieser duseligen Silvesterstimmung nur vergißt, daß der *Homo austriacus* für die ganze Menschheit, die ihre Zukunft erfahren wollte, Blei gegossen hat und daß etwas ganz undefinierbares herauskam. Weshalb sie dem *Homo austriacus* nur die Tränen nachweint, die sie noch bei seinen Lebzeiten vergossen hat.

Freilich hat er der Welt mancherlei zu geben gehabt, zum Beispiel den Wurstelprater, den Sternberg als »ein Erbstück aus jener uralten Zeit« definiert, »wo die braven Bürger bei Würsteln den Sonntag heiligten«. Daher der Name. Ringelspiel und Hutschen — eine Sache, die Sternberg »in der ganzen Welt nirgends sonst gesehen hat«. Da ist ferner das Fasselrutschen. »Wo wäre so etwas«, fragt Sternberg, »in England, Frankreich und Amerika möglich?« Und der Fiakerball! »Das Pferd verband den Kavalier mit dem Fiaker und adelte diesen.« Sternberg hat rührende Züge der Liebe zum Pferd an österreichischen Soldaten beobachtet. Sollten es ruthenische, tschechische, serbische Soldaten gewesen sein, so hat sich ihre Menschlichkeit selbstverständlich nur im Rahmen ihrer Zugehörigkeit zur Monarchie betätigt. Das alles ist nun dahin. Sternberg ist indessen am originellsten, wo er etymologische Aufschlüsse gibt. Das österreichische Volk repräsentiere ein Mischvolk.

In jedem einzelnen vereinigen sich die verschiedensten Blutströme. Besonders gilt dies vom Wiener, wo in erster Reihe die Tschechen *sich geltend gemacht haben*. Das sehen wir schon an der Sprache ... *Agraseln weiß kein Mensch* außerhalb der österreichischen Grenze, *was das bedeutet* ...

Tatsächlich ist es also die Sprache, woran mans zuerst merkt. Nur vergißt Sternberg, daß jetzt die österreichische Grenze vor Lundenburg ist und daß man doch gerade in der Tschechoslowakei sich des slawischen Ursprungs mancher Wörter bewußt sein dürfte. Wenngleich man darin gewiß nicht so weit geht wie er, der geradezu Verblüffendes herausbringt:

Auch die Tänze sind slawischen Ursprungs. Polka heißt der polnische Tanz und *Walzer kommt von Valcik (das sich längere Zeit Dahinwälzen)*.

Ähnlich wie Spazieren von Spazierowat kommt (das leichte und gemächliche Herumspazieren). Sternberg, förmlich berauscht von der prächtigen Eigenart des Homo austriacus, schwankt, welchem seiner Vorzüge er den Vorzug geben soll. Nur in seiner Kritik des Kaisers Franz Joseph neigt er sich bald zu dieser, bald zu jener Ansicht und meint alles in allem von ihm:

Er vernachlässigte aber immer mehr und mehr den Kontakt mit seinen Untertanen und *sank zu einer mystischen Figur herab*.

Ein klareres Bild ergibt sich ihm, wenn er die Wirksamkeit der österreichischen Presse betrachtet, die sich von der ausländischen Presse zu ihren Gunsten unterschied, aber keineswegs zu ihrem Vorteil, denn jene sei vielfach, »von Erpressungen, Skandalen und Sensationen reich geworden«.

Das alles gab es bei uns nicht sagt Sternberg, der wohl weiß, daß das Neue Wiener Journal lieber bereit wäre einzugehen, als daß es sein Gedeihen etwa mit Sensationen erkaufen wollte.

Jeder persönliche Skandal konnte ohne Geldopfer mit dem Appell an das goldene Wiener Herz unterdrückt werden. Während in Paris oder besonders in New—York die gelbe Presse aus einem Skandal Millionen herauszieht, ist so etwas hier ein Unding gewesen.

Hat sich somit die Preßkorruption hier immer in bescheidenen, dem anspruchslosen Volkscharakter angemessenen Beträgen gehalten — wiewohl der Herausgeber der Neuen Freien Presse immerhin ein Millionenvermögen hinterlassen haben soll —, so war dagegen die Kultur Österreichs in Anbetracht der in allen Gesellschaftskreisen herrschenden Unkultur eine auffallend hohe. Natürlich ging da der Adel voran, dem Sternberg hauptsächlich nachrühmt, daß seine Angehörigen einander Du sagten. Dieses Dusagen hat er als eine der Merkwürdigkeiten im alten Österreich »unter den Offizieren,

Standesgenossen und guten Bekannten« beobachtet. Daß zumal die guten Bekannten einander Du sagten, damit hatte es nun seine eigene Bewandnis. Es ist ein Zeichen der Zeit — und Sternberg, der seine »Homini austriaci« gründlich kennt, beklagt es —, daß »heute der Titel Herr des dominus Diocletiano jedem Bettler und Raubmörder gebührt«. (Das Latein Sternbergs ist nicht das klassische Hussareks, aber es ist ein Küchen— und Kellerlatein, das sich am Sonntag sehen lassen kann.) Hören wir, was die Folge ist:

Das Du, welches im Verkehr der Herren *mit ihren Familienangehörigen* und *Knechten* angewendet wurde, wurde *durch diese Wandlung der Verhältnisse* eine Ansprache, welche den Charakter der *Vertraulichkeit* darstellte. In England verschwand es ganz aus dem Ansprachegebrauch. Kaiserin Maria Theresia duzte alle Leute. *Wir* besitzen ein von ihr gemaltes Bild, welches sie ihrer Obersthofmeisterin gewidmet hat. Dort schreibt sie: »Meiner geliebten Sternberg von Deiner stets gnädigen Frau Maria Theresia«.

Während somit das Du wenigstens eindeutig ist, läßt das Wir immerhin Zweifel zu, ob es sich auf die Familie Sternberg oder, als ein Plural der Majestät, auf die Redaktion der Zeitung bezieht, deren Mitarbeiter der Nachkomme von Maria Theresias Obersthofmeisterin ist. Etwas verschwommen zeigen sich aber doch auch die Wirkungen, welche das Du auf die Gestaltung der österreichischen Verhältnisse genommen hat:

Innerhalb des Adels duzte sich alles, was sich als *Standesgenosse* fühlte, und in der Armee duzten sich alle Offiziere ungefähr der *gleichen* Rangsklasse. Dadurch wurde *jede Standesverschiedenheit in der Armee nivelliert* ... Nur bei uns überbrückte das vertrauliche Du die Kluft verschiedener Abkunft. Dieses Dusagen verkettete alles, *hoch und niedrig*, mit dem Bande der Blutsfreundschaft.

Indem nämlich der Hauptmann, der sich zwar erlauben durfte »Du Herr Oberst« zu sagen, dem Infanteristen »Du Schwein« sagte und während dieser das Blut hergab, seinerseits die Freundschaft beigestellt hat. Da jedoch Sternberg auch beobachtet hat, daß der Österreicher »nie: Sie Herr Mayer, sondern immer, Sie Herr von Mayer sagte«, kommt er zu dem Schluß:

Der Österreicher hat sich selbst und seine ganze Welt geadelt ... Er ist wohl tot, aber sein Andenken mag für immer geheiligt bleiben.

Wenn wir aber die Dinge nüchtern ansehen, und mit besonderer Berücksichtigung des Umstandes, daß auch nach Abschaffung des Adels dieser noch Du zu seinesgleichen und der Bürger zu seinesgleichen Herr von Mayer sagt, so müssen wir den Autor fragen, ob er als den Nährboden der Eigenschaften des Homo austriacus bloß Österreich in seinen ehemaligen Grenzen oder gar die Doppelmonarchie betrachtet wissen will, in welchem Falle man ja alles, was da verloren gegangen ist, doppelt sehen müßte. Indes scheint er auf den Zusammenhang der beiden Staaten weniger Wert zu legen, wie ja schon seine vernichtende Kritik des Standesgenossen Windischgraetz bewiesen hat:

Er *übergeht* dann auf seine Leistungen als Offizier. Der große Abenteurer, welcher Kriegsrühm im *russisch—japanischen* Kriege und im *bulgarisch—türkischen* gesucht hat, rückt nach Ausbruch des *österreichisch—ungarischen* Krieges nicht etwa zu seinem Regiment ein, sondern zum Stab eines Armeekorps.

Wenn man aber den Weltkrieg in jedem Sinne den österreichisch—ungarischen Krieg nennen könnte — während zum Beispiel der Carnot der französischen Revolutionsheere mit dem Sardi Carnot der dritten Republik nicht

verwechselt werden darf —, dann schwindet mit der Silvesterstimmung jeglicher Grund zur Melancholie. Gewiß hat sich das gesellschaftliche Leben wie überhaupt alles geändert, seitdem ein Standesgenosse Sternbergs der Welt jenen Krieg erklärt hat, in dem zu viel Wert verdorren mußte, als daß wir uns auch noch über den Verlust des Adels beklagen müßten. Weit schmerzlicher sollte dieser seine allwöchentliche Verwendung für das Neue Wiener Journal empfinden. Besonders wenn es sich um einen ursprünglich begabten Vertreter der Gattung handelt, der nur die Gewohnheit hat, manchmal etwas zu tief in die Vergangenheit zu schauen. Der Homo austriacus ist leider Gottes nicht tot, er erhält sich im Gegenteil durch die Sehnsucht nach der Monarchie wie durch seinen sonstigen Humor am Leben. Zu einem Schmerzensruf, der die letzten Goten versammelt, um sie heimzuführen, besteht gar keine Veranlassung. Schlimmstenfalls wird es sich einmal um so etwas wie die letzten Azteken oder eine jener Völkerschaften handeln, die eigens aussterben, um durch den Anschluß an Kastans Panoptikum in Berlin einer höheren Bestimmung fortzuleben.

An den Polizeipräsidenten ¹

»Ein angesehenener Wiener Arzt schreibt uns: 'Gestatten Sie mir, anschließend an Ihre Notiz vom 4. d. von einem zweiten Opfer der Keuschheitskommission zu berichten. Eine Beamtin wird in einem Hotel *aufgegriffen*, ihr Begleiter erklärt, sie sei seine Braut. Das Mädchen gibt das weltbekannte Büro an, in dem sie beschäftigt ist. Zur Feststellung dieser Angaben werden die beiden Beteiligten nicht etwa vorgeladen, sondern unter Mitteilung der Sachlage wird telephonisch in dem Büro *angefragt*. Das Mädchen wird daraufhin, allerdings mit einer anständigen Abfertigung, sofort *entlassen*. Im alten Österreich hat gelegentlich ein Richter das Verhältnis zweier lediger Personen in offener Gerichtsverhandlung als nicht unsittlich erklärt. Ist es gestattet, daß untergeordnete Amtorgane Existenzen vernichten in der Republik, die ungleich schwerere Verbrechen durch das Gesetz der bedingten Verurteilung schützt?'«

Sie war die erste nicht; diese hatte sich bei einem Sprung aus dem Fenster das Bein gebrochen. Nun möchte ich an den Polizeipräsidenten Schöber, auf dessen Gewissen ehemals ein Sachverhalt mit der Kraft einer Mahnung gewirkt hat, die Frage richten, ob er und der Autor von »Sittlichkeit und Kriminalität« die Verwandlung des verhaßtesten Polizeistaats in eine Republik erlebt haben sollen, um derartige Niederträchtigkeiten schweigend hinzunehmen. Ob er nicht unserm Ekel an einem Staatsleben der Mißgriffe, Zufälle und plumpsten Sensationen wenigstens diese Nahrung entziehen möchte und meine Formel, daß sich die Sittenpolizei der Einmischung durch eine Amtshandlung schuldig macht, endlich außer Geltung setzen will. Ob er seinen Organen die Auffassung abgewöhnen wird, daß das Wesen einer Republik zwar die Befreiung der Pornographie, aber die Knebelung des Privatlebens und die Besudlung der Menschenwürde erfordert. Ob er dafür sorgen will, daß Infami-

¹ s. dazu »Die Antwort des Polizeipräsidenten« in Heft 577 # 04

en, wie sie hier begangen wurden, nicht nur in Zukunft ausgeschlossen sind, sondern auch für die Vergangenheit gutgemacht werden, indem die Täter zur Verantwortung gezogen werden und das Amt, das sie angestiftet hat, Abbitte leistet, den Betroffenen und der Öffentlichkeit, und, soweit es noch möglich ist, Schadenersatz gewährt. Ob er seine Leute dahin instruieren wird, daß in Privatangelegenheiten weder »aufgegriffen«, noch angefragt, noch auch vorgeladen zu werden hat und daß nicht wegen außerehelichen Geschlechtsverkehrs, sondern nur wegen frecher Einmischung entlassen werde. Schließlich, ob er, wenn wir schon dem größeren Übel preisgegeben bleiben sollen, dem unüberbietbaren Grauen dieses Freudentaumels einer todgeweihten Stadt und der Schmach, daß ein erbarmungsloser Luxuspöbel das Ausland über unsere Not betrüge, nicht wenigstens Vorkehrungen treffen will, daß die republikanische Polizei von jetzt an statt der Mädchen mehr die schwarzgelben Legitimisten beaufsichtigt und aufgreift, die in der »Staatswehr« jede Woche gemustert, ernannt, geadelt und »für besondere Verwendung bestimmt« werden: und zwar mit besonderem Interesse dafür, worin diese Verwendung bestehen mag, weil nämlich das Ärgste, was man heutzutage kriegen kann, nicht die Syphilis ist — der man ja doch erst durch Untersuchung und Bestrafung der Männer abhelfen wird—, sondern die Habsburger, unter deren Regierung sie nebst den Künsten und Wissenschaften geblüht hat, durch deren Krieg sie zu ihrer vollen Glorie gelangt ist und deren Wiederkehr zu wünschen schon die Folgeerscheinung der Gehirnparalyse voraussetzt.

Der Lacher

Am *spaßigsten*, mit und ohne tiefere Bedeutung, wirkte das Schlußstück »*Der Selige*«, ein Akt aus dem Jahre 1919 von Hermann Bahr, der unverdrossen fortfährt, *komische Möglichkeiten* aus den tragischen Folgen des Krieges zu ziehen. Hier ist es ein Gemeiner, der aus der *Kriegsgefangenschaft* unvermutet heimkehrt und seine Frau wiederverheiratet findet. *Und ein Kind vom zweiten Mann ist auch schon da*. Wie sich die schlichten Leute mehr oder minder friedlich auseinandersetzen, das bildet den Inhalt der *mit leichter Hand* hingeworfenen *Schnurre*, deren verwickelte Rechtslage Hermann Bahr Gelegenheit bietet, seinen satirischen Witz in allen Strahlenbrechungen *leutseliger Ironie* aufleuchten zu lassen. *Daß es dabei ohne einige saftige Frivolitäten nicht abgeht*, ist man bei Hermann Bahr, wenn er aus den mystischen Höhen philosophischer Überlegenheit ins irdische Jammerthal herabsteigt, nun schon gewohnt,

Aus welcher gelassener Haltung einer Kritik, die nichts versteht und alles verzeiht, man entnehmen kann, daß der Katholik vor einer Fülle tragischen Erlebnisses, an deren winzigstem Bruchteil, ja Ehebruchteil das summierte tragische Genie aller Zeiten zuschanden würde, deren unreißendes Herzbeben wir fassungslos in jeder Liste sibirischer Heimkehrer zu spüren bekommen und vor der der Unfrömmste wenigstens das Kuschen lernen müßte, zum Schweinepriester wird. Schwer lastet die Hand seines Gottes auf der Welt, aber mit leichter wirft dieser Herrgottschnitzler von Salzburg die Schnurre hin, zu der ihn die Tragödie animiert hat. Diesem Lustikus dem der Erfolg,

welchen er sich anno dazumal als Bruder Bahr gewünscht hatte, durch alle Wandlungen bis zum Betbruder treu geblieben ist, hat sich nicht nur sein Österreich in Heiterkeit aufgelöst, wie die ekelhafte Charge seines Bettgenerals beweist, sondern überhaupt alles, und wir lesen in einer seiner Sonntagsbeichten, wie er den Herrgott einen guten Mann sein läßt, wenn die Welt die Mode trägt, in Fransen zu gehen. Dieser Linzerische Bua aus dem Salzburgerischen, dessen Ehrgeiz es ist, den Großstadtleuten den Abend, der es werden will, zu verkürzen, macht sich Gedanken darüber, ob das Stückl, das er ihnen noch gschwind zum Besten geben will, auch »diesem Publikum der neuen Reichen« gefallen wird. Ein Dramaturg hat ihn nämlich gewarnt, ihm einen Durchfall prophezeit, weil »die Leute« einem Autor ein Lustspiel, je lustiger es ist und je mehr sie dabei lachen, hinterher übel nehmen, sagt er. Worauf der alte Hallodri a tempo nachdenklich wird und sich ins Weimarische wendet. »Guter Laune zu sein, haben ja die Deutschen« — nämlich die neuen Reichen, die in die Wiener Theater gehn — »ihren Schriftstellern immer verdacht ... Es regt mich also nicht sehr auf: mein Applausbedürfnis war nie groß« (geh weg) »ich nahm weder Erfolg« (unter Brüdern) »noch Mißerfolg allzu wichtig und weiß doch auch, daß auf schwarze Serien ja wieder rote folgen«. (Was natürlich nicht auf die Gesinnung, sondern nur auf deren Ertrag bezogen sein will.) »Zum Hausbedarf wirds wohl gerade noch reichen« (nämlich das, was die Weltanschauung abwirft), »oder ich kann zur Not auch Bergführer werden.« (Wozu die Ausstattung bereits vorhanden wäre. Hoffentlich realisiert sich das Projekt, ohne Rücksicht auf den Schwindel, der jene erfassen mag, die sich dem alten Führer erst auf solchen Wegen anvertrauen.) »Goethe sagte einmal — « Doch das wollen wir gar nicht erst hören, da wir überzeugt sind, daß was immer er gesagt hat, so auf das ernste Führen des Bahrschen Lebens gemünzt war, daß wir es doch lieber bei Cotta als bei Lippowitz nachlesen. Goethe hat ihm also einen Trost für den Fall des Durchfalls gewußt: alles symbolisch zu nehmen, ob man nun Schüsseln oder Töpfe drehen müsse. »Und kann man es denn anders nehmen? Dies also wäre meine geringste Sorge ... « Interessanter ist ihm die Psychologie des Publikums der neuen Reichen. Aber nicht, wie man vermuten würde, weil sie reich sind — Gott behüte —, sondern weil sie neu sind. Gerade deshalb und weil sie mithin noch gar keinen Geschmack haben, müßte es einen Theaterdirektor reizen, ihnen einen solchen zu diktieren. »Wie furchtbar waren im Burgtheater früher die Leute, die noch den Josef Wagner gesehen hatten!« Da sind ihm natürlich die, die noch den Marischka gesehn haben, weit sympathischer.

Nichts schrecklicher als ein Publikum, dessen üble Laune sich auf etwas berufen kann! Wie *herrlich* aber eines, das selber noch gar nichts weiß, *euch also ja ganz wehrlos preisgegeben* ist und sich, wie das *dieser armen neuen Reichen*, doch gar nichts Besseres wünschen kann als einen Dompteur! Schlagt doch drein, und es jauchzt euch zu! Niemals war für verwegenes Experiment eine bessere Gelegenheit!

Zähneknirschend werden sie sich den Geschmack diktieren lassen, und da es der des Bahr sein soll, so wird sich herausstellen, daß sie schon vorher nicht wider den Stachel gelockt haben. Denn sie wissen diese Spiel— und Schielart, die vom 'Neuen Reich' direkt zu den neuen Reichen führt, ganz besonders zu goutieren.

Das ist so verlockend, daß es mich fast reizen könnte, in meinen alten Tagen selber noch einmal *aufs Sprießl* einer Theaterdirektion zu steigen, *bevor ich dann definitiv Bergführer werde*.

Wenn noch ein Zweifel bestehen sollte, daß diesem biedern Äpler der Schalk im Nacken sitzt, so merkt man an der gottergebenen Art, wie er bereit ist, den Schalk beim Publikum abfallen zu lassen und den Nacken unter das Joch der Notwendigkeit zu beugen, daß er wirklich sein' Sach' auf nichts gestellt hat. Was immer ihm geschickt sein mag, er ist auf goetheisch gleich gewillt, Schüsseln oder Töpfe zu drehen, durchzufallen oder abzustürzen. Er wird den neuen Reichen ebenso demütig dienen, ob sie mit Wurstpapier nun die Theaterlogen oder die Bergspitzen belegen. Bis man selbst zur Fußwaschung drankommt, hats noch Kurzweil. Vorläufig erzählt man jenen, wie lustig dieser Weltmord war, wie gut dieses Österreich seinen Untergang überstanden hat, und von der Heimkehr aus Sibirien und so Spasseteln. Mit Erfolg. Denn ein Kind vom zweiten Mann ist auch schon da, und wie der erste zuerst Augen macht, dann aber sich abfindet, das freut halt die Kriegsgewinner und alle die heute in Logen sitzen a conto dessen, daß andere in Baracken und Kavernen saßen. Denn die, die einem Lustspieldichter das Lachen verübeln und ihn dafür auszischen, sitzen nicht im Theater. Sie können noch verachten, wo sie nicht lachen können. Sie wissen, daß, wie nur der, der über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, keinen zu verlieren hatte, so auch nur der seinen Humor nicht verloren hat, der ihn nie besaß. Nicht vorstellbar wäre die Heiterkeit eines Dämons, der über dem versagenden Tragiker noch das Recht zur Aussage behielte. Doch aufführbar ist die nichtswürdige Lustigkeit, die nichts ernst nimmt, weil sie selbst nichts ist und selbst dies nicht ernst nimmt, und auf einer Kirchweih für Schieber ihr Meßgewand verkauft, um in die Hölle zu fahren!

Silvesteruf an die Welt

Welt, wie starrst du doch von Lanzen,
und willst noch auf Gräbern tanzen,
nein, da schnür' ich meinen Ranzen,
denn das halt' ich nicht mehr aus!

Welt, wie hast du dich verändert,
seit dich Völkerhaß bebändert.
Ach wie bist du schwarz umrändert
und ein großes Totenhaus.

Doch du spottest deiner Trauer,
Himmelstrauben sind dir sauer,
Welt, vor dir faßt mich ein Schauer
bei dem frohen Grabgesang.

Welch ein Toben, Welch ein, Töten,
Rasen, ohne zu erröten
vor den besseren Planeten —
Welt, du wohnst im Untergang!

Sag, wie lange willst du's treiben?
Welt, dir wird nichts übrig bleiben
als dich Jenem zu verschreiben

mit dem ganzen Inventar.

Nein, du packst ihn selbst beim Kragen,
Welt, du wirst den Teufel plagen,
und du könntest ihn vertragen,
wie er ist, mit Haut und Haar!

Welch ein Balgen, Welch ein Johlen,
Welt, du wirst den Teufel holen,
hast ihm schon den Dreck gestohlen
und der arme Teufel weint.

Wo die Hölle schon auf Erden,
wirst allein du fertig werden,
Welt, du lachst der Angstgebärden,
weil dir noch die Sonne scheint.

Kennst nur Feld— und Winkelzüge,
Macht ist deines Lebens Lüge,
Welt, du willst, was nie genüge,
und du gierst und stierst nach Geld.

Tief gesunken, hoch erhoben
gegen einen Vater droben,
Welt, wie lange wirst du toben
unter einem Sternenzelt!

Reißen Waffen dich in Stücke,
fällst du einst durch deine Tücke,
wird das Weltall ohne Lücke
sich des Glücks der Fülle freun.

Ehrlos bis zu diesem Datum,
Mörderwelt post Christum natum,
wie verfluche ich mein Fatum,
Welt, auf deiner Welt zu sein!

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III, Hintere Zollamtsstraße 3